



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Jrrthümer des Herrn von Voltaire**

**Nonnotte, Claude François**

**Frankfurt ; Leipzig, 1769**

**VD18 90366778**

XXVII Hauptst. Untersuchung des Gedichtes über das natürliche Gesätz.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-39116**

stört er sich gar nicht. Ein bissiger Mensch giebt bloß der Bosheit Gehör, und zieht die Vernunft wenig zu Rathe.

Die Frechheit des Ausdruckes verhindert nicht, daß nicht eine Menge Irrthümer und Falschheiten in den Gedanken, in den Erwägungen, in den Schilderungen, die man anbringt, verschiedene male vorkomme. Ein obenhin denkender Mensch, der nichts durchgründet, schreyt: O! wie ist das so schön! Ein witziger saget rundaus: es ist viel Glanz da, und wenig Grund.

\*—————\*

## XXVII Hauptstück.

Untersuchung des Gedichtes über das natürliche Gesetz.

Der Herr von Voltaire kann bereits über vierzig Feldzüge wider die Religion zählen. Er hat wider sie so wüthende Stürme gewaget, wovon man noch kein Beyspiel gehabt hat. Alle Züge, die er in seinen übrigen Werken, um dieselbe verhasset zu machen, stückweise entworfen; alle Grundlehren, die er daselbst, sie zu bestürmen und zu erschüttern,

ern, gegeben; vereinbaret und verknüpfet er in dem Gedichte über das natürliche Gefäß. Dies ist der letzte Stos, den er ihr bezubringen sich bearbeitet; es ist der Abschied, den er von ihr nimmt: Extremum hoc Munus morientis habeto (m).

Er hat aus diesem Gedichte gleichsam den Inbegriff und Entwurf seiner Lehre gemacht: und wir wollen daraus ebenfalls den Inbegriff und Entwurf unsrer Widerlegung machen. Gleichwie er aber alles das, so er berührt, mit Schönheiten ausschmücket: so werden auch wir genöthiget seyn, einige neue Anmerkungen zu machen. Wir wollen seine neue Vorträge wiederum untersuchen, und uns befehlen, sie auch aufs Neue zu beantworten.

Wir wollen sein Gedicht zergliedern, und in verschiedene Artikel eintheilen, um die Ordnung und Klarheit, die wir uns in dieser Widerlegung allemal zum Zwecke gesetzt, besser zu erhalten. Die vornehmsten dieser Artikel werden von der Erschaffung, von der vernünftigen Seele, von dem Gottesdienste, von der Göttlichkeit der christlichen

R 4

lichen

---

(m) Virg. 4. Aeneid.

lichen Religion, von der Duldung und ihren Vortheilen, von der Verwaltung der Religion, von den ihretwegen gemachten Verfolgungen, und von den Tugenden der Heyden handeln. Diesen werden wir einige ganz kurze Anmerkungen über verschiedene Stellen dieses Gedichtes an die Seite treten lassen.

Voltaire sagt in seiner Vorrede, die Billigkeit fodere, daß man sich gegen dieses Werk gelind bezeige, weil es von einem Laien, und nicht von einem Gottesgelehrten herkomme; und weil es, wider den Willen des Verfassers, aus dem Dunkeln hervorgezogen worden sey.

Es sieht um diese Gründe der Gelindigkeit lustig aus. Hat ein Mensch, weil er ein Laie ist, das Recht, die Religion zu lästern? Hat er das Recht, alle Thorheiten und Gottlosigkeiten, die ihm in den Sinn kommen, auszubreiten? Versteht er sich nicht auf Religionsfachen, warum handelt er denn davon? Soll die Unwissenheit eine Stütze der Ausgelassenheit, und ein Pfand der Unsträflichkeit abgeben?

Dieses

Dieses Werk, sagt er, war zu den Finsternissen verdammet: und es breiteten sich einige Abschriften davon in Paris aus, wo es auf eine eben so mangelhafte Art, wie die übrigen, aus derselbigen Feder geflossene Schriften, gedrucket ward. Dieser Vorwand ist viel zu gemein, als daß er nicht verdienen sollte, verachtet zu werden. Voltaire bedienet sich dessen nun zum sechszigsten male; er kann Niemanden mehr betrügen. Hat übrigens sein Gedicht einer Gelindigkeit nöthig: so hatte die Welt sein neues Gesäßbuch vom Deistenthume nicht vonnöthen. Er hat es drucken, und verschiedene male wieder auflegen lassen: man hat das Recht, es zu untersuchen, und zu beurtheilen.

## I Artikel.

### Von dem göttlichen Schöpfer.

Wer sollte sich wohl überführen, daß der Herr von Voltaire, ein so erhabener und so tiefsinniger Geist, über die Frage von der Erschaffung, auf eine Ungewißheit verfalle; daß er nicht wisse, ob man einen Gott, als den Schöpfer aller Dinge, annehmen müsse;

R 5

daß

daß er in einem so wesentlichen Stücke, das uns die Offenbarung lehret, und selbst die Vernunft entdeckt, keinen Ausspruch thun dürfe? So sieht es indessen mit der Ungewißheit dieses großen Philosophen aus. Hiermit fängt er sein Gedicht über das natürliche Gefäß an. Dieselbe verkündiget er gleich in den ersten Versen:

Vielleicht hat jüngst die Welt ein unbekanntes Wesen,  
 Das von sich selber ist, zur Wirklichkeit erlesen:  
 Vielleicht hat es den Stoff\*, der ewig war, bestimmt,  
 Daß er von ihm entfernt in seinem Schooße schwimmt.

Ist dergleichen Anfang wohl eingerichtet, ein Werk über die Sittenlehre zu gründen? Schicket er sich für einen christlichen Philosophen? Voltaire hat selbst begriffen, wie gefährlich es wäre, daß dieses bey den Lesern keine Vorurtheile stiftete. Um nun dieser Schwierigkeit auszuweichen, sagt er in einer Anmerkung: weil dies Werk ganz philosophisch sey, so habe er die Gedanken der Philosophen anführen müssen.

Allein

---

\* die Materie.

Allein das heist bey einer Krankheit, die man mit gutem Bedachte veranlasset, sich eines untüchtigen Mittels bedienen. War es denn sehr nothwendig, Gedanken ernsthaft zu Markte zu bringen: von denen die Unwissenden hintergangen werden können; obgleich aufgeklärte Köpfe ihre Ungereimtheit bey dem ersten Anblicke einsehen? Für welche ist er Willens zu schreiben? Für Unwissende? Die wird er zu Irrthümern verleiten. Für verständige Männer? So urtheile er selbst, ob er sich viel Ehre mache.

Er gesteht anderswo: daß, wenn Griechenland die Wiege der schönen Künste gewesen, es ebenfalls die Wiege der Irrthümer gewesen sey. Er gesteht: in keinem Lande sey die Größe, und die Thorheit des menschlichen Verstandes höher getrieben worden (n). Und warum verehret er ist eben diese Thorheiten und Irrthümer? Warum bringt er sie, als einen unentschiedenen Streitsatz, auf die Bahn?

Denn, kann wohl eine größere Thorheit erfunden werden, als daß man die Erschaffung

---

(n) Mélang. C. de Locke.

ung in Zweifel ziehe? Zweifelnd, ob Gott die Macht eines Schöpfers habe, ihm den Titel eines Schöpfers rauben, das heißt an seinem Daseyn zweifeln, und es gewissermaßen verläugnen. Laßt uns dem Begriffe, den wir von Gott haben, in etwas nachdenken. Der erste Gedanke, der sich unserm Verstande darstelllet, ist: daß er unendlich sey, und nothwendiger Weise unendlich seyn müsse. Wir denken an ihm nichts, das Gränzen habe: wir denken nichts, das seine Vollkommenheiten, sein Wesen, seine Macht einschränken könne.

Ist er aber unendlich, so muß er das Wesen von sich selbst haben. Seine Wirklichkeit, seine Weise zu wirken, sein Wille, seine Macht müssen eben so unendlich seyn. Ist seine Macht unendlich, so muß sie denn das Wesen geben, erschaffen, und machen können, daß dasjenige wirklich sey, welches zuvor nicht wirklich war. Dies ist der größte Beweis, daß seine Macht wahrhaftig unendlich sey.

Ein unendlicher Gott, ein göttlicher Schöpfer, das ist der erhabenste Begriff, den wir uns von dem allerhöchsten Wesen machen können

Können; das ist das Größte, so sich unsre Vernunft von ihm vorbilden kann. Und welcher ein Unterschied zwischen einem Gott, der anders nichts thäte, als eine voraus da gewesene Materie in Ordnung bringen; und einem erschaffenden Gott, der der Materie wirklich zu werden gebiethen kann! Welcher ein Unterschied zwischen den Überwiegendigkeiten der griechischen Philosophen; und den Gedanken der christlichen, aufgeklärten, und von der Offenbarung geleiteten Philosophen! Laßt uns die Vernunftschlüsse und Gedanken dieser christlichen Philosophen entwickeln.

Wenn man den Begriff von der Erschaffung verwirrt, weil man nicht fassen kann, was das sey, aus Nichts hervorkommen, und wirklich zu seyn anfangen: so wird man in ein noch viel größeres Gedräng gerathen, wenn man eine ewige Materie annimmt. Denn, fasset man auch, was eine Materie sey, die keines Urhebers und Schöpfers bedarf; und die nichts destoweniger eine Ewigkeit durch gewartet hat, bis sie Gott in Ordnung brächte, und wirkend machte? eine Materie, die selbst der Grund ihres Wesens ist, und die von sich selbst unfähig ist, etwas hervorzubringen; die von sich selbst keine Kraft,

Kraft, noch Wirksamkeit hat? Ist nicht diese ewige, und zu allem ewig unfähige Materie eine Sache, welche die Vernunft noch weniger befriediget, und noch weniger zu begreifen ist, als die Schöpfung selber?

Ich setze dazu, daß die Schöpfung der Materie nicht schwerer zu begreifen ist, als die wundersame Fruchtbarkeit, die der Materie durch den bloßen göttlichen Willen mitgetheilet worden. Mithin so bald man das eine anzunehmen genöthiget ist, kann man sich nicht weigern, auch das andere anzunehmen.

Es ist erwiesen, daß die Erde nichts hervorbringen kann, als durch Hülfe der Keime, die sie in ihrem Schooße aufbewahret; daß sie nichts hervorbringe, als nur dadurch, daß sie diese vorrathige Keime entwickelt und nähret. Diese so rührende Schönheit der Blumen, diese so zarte und glänzende Mischung der Farben, diese so feine und anmüthige Schattirungen, diese so wundersame Nußbarkeit und Verschiedenheit der Pflanzen und Gewächse, womit die Erde ausgeziert und bereichert ist, hat man bloß den Keimen zu danken, die Gott, da er die Materie in Ordnung

nung

nung brachte, gebildet hat. Nun ist aber diese Bildung der Keime, die Voltaire selbst zugeben muß, wenn er einen in Ordnung bringenden Gott zugiebt; diese Bildung der Keime ist eben so wundersam und unbegreiflich, als die Schöpfung. Ist sie eben so wundersam und unbegreiflich; und ist das neben der Begriff von Gott mit dem Begriffe des Schöpfers nothwendiger Weise verbunden: so kann und muß die Schwierigkeit, zu begreifen, was die Schöpfung sey, einen nachdenkenden und erwägenden Menschen nicht aufhalten; weil man immer genöthiget wird, eine eben so unbegreifliche Sache, nämlich die Gabe der Fruchtbarkeit, die Gott der Materie mitgetheilet, zuzugeben.

Noch mehr! sobald ich einen unendlichen, und folglich unbegreiflichen, einen unendlich vollkommenen, und unendlich mächtigen Gott annehme: so finde ich, daß es viel vernünftiger ist, seiner unendlichen Macht die Schöpfung zuzueignen, die ich nicht begreifen kann; als das ewige Daseyn einer Materie vorauszusetzen, welches ich noch weniger begreifen kann; einer Materie, die alles von sich selbst hat, und die von sich selbst zu allem unfähig ist. Diese Voraussetzung einer solchen Materie

terie stellet etwas sehr ungereimtes dar; sie befriediget und erleuchtet die Vernunft keinsweges; sie zernichtet, was in dem Begriffe von dem ewigen Wesen das Schönste und das Größte ist; und was darin das Wesentlichste zu seyn scheint.

Unsre göttliche Schrift spricht uns auf eine Art, die Gott viel anständiger ist, und der Vernunft des Menschen mehr Gnüge leistet (o). Gott, sagt sie, schuff im Anfange den Himmel und die Erde. Die Erde war anfänglich ohne Kraft, ohne Wirksamkeit und ohne Zierrath; sie war ganz mit Finsternissen bedeckt. Der Herr sprach: Es werde das Licht; und das Licht ist augenblicklich geworden. Er sprach: Die Erde bekleide sich mit Grüne, und bringe Kräuter, Pflanzen, und Bäume hervor, in welchen die Keime der Fruchtbarkeit enthalten sind, um sich immerdar von Neuem vermehren zu können; und die Erde brachte sie, nach dem Befehle des Herrn hervor. Er sprach: Die Erde werde durch Thiere und Gewürmer; die Wasser durch Fische; die Lüfte durch allerhand Arten der Vögel bevölkert: und  
der

---

(o) Gen. 1.

Der Befehl des Herrn ward sogleich erfüllet. Er sprach: Laßt uns einen Menschen nach unserm Ebenbilde und unserer Aehnlichkeit machen; der soll der König, der Herr, der oberste Befehlshaber über alle Güter seyn, womit ich die Erde bereichert habe: und er schuff den Menschen nach seinem Ebenbilde, und seiner Aehnlichkeit.

Diese Weise, den Ursprung der Welt vorzustellen, ist viel erhabener, und viel vernünftiger, als alles das, so die Philosophen geträumet, und erdunken haben. Es ist ein Wunder, daß der Herr von Voltaire zwischen den Erleuchtungen unsrer göttlichen Bücher, und den Irrthümern und Thorheiten aller Philosophen ungeschlüssig zu seyn scheint.

---

## II Artikel.

### Von der Natur der Seele.

Die Gedanken, so der Herr von Voltaire von der Seele hat, sollten wohl schwer zu errathen seyn. Ist die Seele eine Materie, ist sie ein Geist? Er zweifelt, er steht in Bedenken, er darf es nicht wagen, eine deutliche

S

liche

liche und entscheidende Antwort zu geben. Indessen läßt er immer irgend ein Merkmaal der Neigung gegen die Lehre der Materialisten entwischen. Er verhöhlet nicht nur seine Zweifel nicht; sondern saget ohne Scheu:

Die Seele, dieses oft so dunkel brennend  
Licht,

Die Seele sey ein Sinn des Menschen,  
oder nicht.

Er bemühet sich an vielen Stellen seiner Werke, zu erweisen: daß es in Ansehung der Religion und Gesellschaft sehr gleichgültig sey, ob man die Seele für materialisch, oder für geistlich halte; und daß es niemals werde können erwiesen werden, daß die Materie keine Fähigkeit zu denken habe (p). Seine Gründe sind folgende:

1<sup>ten</sup>s. Dieser große Götterspruch des Locke: Vielleicht werden wir niemals im Stande seyn zu erkennen, ob ein pur materialisches Wesen denke, oder nicht.

2<sup>ten</sup>s. Die Unmöglichkeit, zu beweisen, daß in diesem Satze: Die Materie kann denken, ein Widerspruch sey.

3<sup>ten</sup>s.

---

(p) C. für Locke.

3tens. Weil man nie ohne eine unge-  
reimte Gottlosigkeit wird sagen können, daß  
es dem Schöpfer unmöglich sey, der Materie  
das Denken und Empfinden mitzutheilen.

4tens. Weil, wenn man dem Schöpfer  
die Macht, der Materie das Denken mitzu-  
theilen, abspricht, man eine von diesen zwoen  
Sachen bekennen muß: entweder daß die  
unvernünftigen Thiere bloße Triebwerke seyn;  
oder daß sie geistliche Seelen haben. Es  
scheint erwiesen zu seyn, daß das erste falsch  
sey. Das andre darf man nicht zugeben.  
Folglich muß man eingestehen, daß Gott der  
Materie Gedanken, Erkenntnisse, Empfind-  
ungen mittheilen könne.

5tens. Weil es endlich zur Religion wen-  
ig thut, aus was für einer Wesenheit die  
Seele bestehe, wenn sie nur tugendsam ist.

Wir haben bereits im 7 Hauptst. dieses 2  
Theiles gezeigt, daß bey diesem so ent-  
scheidenden Tone, den der Herr von Voltaire  
hier greift, nichts anders sey, als eine ziem-  
lich schlecht gegründete Verwägenheit. In-  
dessen wollen wir doch die vornehmsten Ant-  
worten noch einmal kürzlich wiederholen.  
Sie sollen in eben der Ordnung, wie die

fünf angebrachten Einwürfe, abgefasset  
seyn.

### Antwort auf den ersten Einwurf.

Wenn die Materie denken könnte, so könnte sie machen, daß der Begriff des Gedanken entstände. Nun behauptet Herr Locke aber (q), daß uns die Materie keinen Begriff des Gedanken geben könne. So kann also, nach Locken, die Materie nicht denken. Eben dieser Locke behauptet (r), es sey unmöglich zu begreifen, daß die Materie den Begriff, die Empfindung, und die Kenntniß aus eigener Kraft hervorbringen könne. Es ist also, nach dem Herrn Locke, unmöglich, daß die Materie das Vermögen zu denken habe.

Alle diese Sätze, oder besser zu sagen, diese Beweise widersprechen dem Orakel, welches Voltaire mit so großem Vergnügen und Eifer anführet: das ist wahr. Locke reißt hierdurch nieder, was er anderswo aufgeführt: das ist wiederum wahr. Allein wenn der Schriftsteller sich selbst widerspricht,  
in

---

(q) Locke L. II. C. 21. S. 4. (r) *ibid.* L. 4. C. 10. S. 10.

in was für einem Werthe soll man seine Grundlehren halten? Soll man ihnen eine Gewisheit zutrauen? Ist der Herr von Voltaire wohl berechtigt, sie als Göttersprüche zu rühmen?

Antwort auf den zweyten Einwurf.

Es ist nicht so schwer, als Voltaire vorgiebt, zu beweisen, daß in diesem Satze: Die Materie kann gedenken, ein Widerspruch liege. Hierzu braucht man weiter nichts, als eine sehr einfache Schlußrede, dergleichen folgende eine ist. Es ist ein Widerspruch zu sagen, die Materie sey allein der Bewegung, und doch zugleich anderer von der Bewegung unterschiedenen Dinge fähig. Nun aber wer behauptet, daß die Materie gedenken könne, der sagt: dieselbe sey allein der Bewegung, und doch zugleich anderer von der Bewegung unterschiedenen Dinge fähig. Es enthält demnach der Satz: Die Materie kann gedenken, einen Widerspruch. In Wahrheit, untersuchet doch den Begriff, den ihr von der Materie habet. Befraget selbst Locken, diesen großen Philosophen, dieses unfehlbare Orakel Voltaires; er wird euch an derselbigen Stelle,

und zu gleicher Zeit sagen, die Materie habe keine andere Fähigkeit, als zu bewegen, und bewegt zu werden: und es sey der Bewegung eben so unmöglich, einen Gedanken hervorzubringen, als es dem Nichts unmöglich ist, die Materie hervorzubringen. Also ist es, nach dem Herrn Locke selber, ein Widerspruch, wenn man saget: die Materie könne gedenken.

### Antwort auf den dritten Einwurf.

Der Herr von Voltaire versichert uns, es sey eine ungereimte Gottlosigkeit, wenn man saget, es sey Gott dem Herrn unmöglich, der Materie das Denken mitzutheilen.

Daß der Herr von Voltaire sich als einen frommen, andächtigen, für die Rechte Gottes es eifernden Menschen bezeige, das ist trefflich, und schön: allein es ist wunderbar, und zugleich ein wenig verdächtig. Er sieht die Vernunftschlüsse und Gedanken derjenigen für gottlos und ungereimt an, die sich für Widersager der Materialisten erklären. Und was uns anbelangt, so halten wir die Anforderungen derer für ungereimt und lächerlich, die da sagen: daß das Denken der Materie mitgetheilet werden könne.

Denn

Denn der Gedanke ist die Beschaffenheit oder die Handlung eines Wesens: und die Materie ist ein Wesen, das nichts, ausser der Bewegung, hervorbringen kann. Die Bewegung kann, nach Locken, den Gedanken nicht hervorbringen. Wie wollte der Herr von Voltaire denn behaupten, daß der Gedanke die Beschaffenheit oder die Handlung der Materie seyn könne? So ist das also eine wahrhafte Ungereimtheit, wenn man saget, daß die Materie denken könne.

Daneben hängt die Beschaffenheit oder die Handlung eines Wesens, von dem Wesen nothwendiger Weise ab: sie hat eine wesentliche Verbindung, und einen nothwendigen Zusammenhang mit dem Wesen, das da wirkt und beschaffen ist. Wie würde man begreifen können, daß die Gedanken mit der Materie verbunden wären? Wie würde man fassen können, daß Gott die Handlungen, die Gedanken, die Erkenntniß eines engelischen Wesens mit einem Kieselsteine verbunden hätte? Was würde der Herr von Voltaire antworten, wenn ihm Jemand sagete: Mein Herr! ihr könnet ohne eine ungereimte Gottlosigkeit nicht behaupten, daß es Gott dem Herrn unmöglich sey, einem

Stücke Holzes eben so erhabene Gedanken, wie jene des großen NEWTONS gewesen, mitzutheilen; es nach Art des wunderbaren LOCKES vernünfteln zu machen; es Verse machen zu lassen, die den Liedern des zarten TIBULLS in Ansehung der artigen Gedanken das Gleichgewicht hielten? Mit was für einer Verachtung würde er dem nicht begegnen, der ihm dergleichen Thorheiten vorstellen dürfte? Indessen ist dieser Satz von jenem, den er sich selbst unterstanden hat vorzubringen, gar nicht unterschieden.

Kurz, wenn der Gedanken der Materie mitgetheilet werden kann, so muß man eins von diesen beyden eingestehen: entweder, daß der Gedanken ein selbstständiges Wesen sey, das mit der Materie, so wie die Seele mit dem Leibe, vereinbaret werden könne; oder daß der Gedanken gerad nichts anders sey, als die Wirkung der Bewegung der Materie. Da haben wir zwo große Ungereimtheiten! Der Herr von VOLTAIRE mag sich eine davon wählen.

Antwort auf den vierten Einwurf.

Eine der größten Bemühungen des Herrn von VOLTAIRE, die Möglichkeit des Materis

terialistenthumes zu zeigen, ist die Schlußrede, die er über die Natur der unvernünftigen Thiere machet. Eins von diesen dreyen Dingen, sagt er (s), ist nothwendig: entweder daß die unvernünftigen Thiere bloße Triebwerke seyn; oder daß sie geistliche Seelen haben; oder daß die Materie eine Fähigkeit habe, zu begreifen, zu empfinden, und zu erkennen. Es scheint erwiesen zu seyn, daß die Thiere keine bloße Triebwerke sind. Kein vernünftiger Mensch ist, der ihnen geistliche Seelen zueignen dürfe. Es ist also nichts anders zu sagen übrig, als daß Gott ihren Hülfsgliedern (Organes), welche bloß aus Materie bestehen, das Vermögen zu empfinden, und zu begreifen gegeben habe. Also kann die Kenntniß und Empfindung der Materie mitgetheilet werden.

Das ist wohl eine lustige Weise zu vernünfteln. Die Thiere sind keine bloße Triebwerke; sie haben keine geistliche Seelen; folglich kann die Materie Kenntnisse, Gedanken, Empfindungen haben. Aber ist der Herr von Voltaire wohl versichert, und kann er

S 5

uns

---

(s) Oeuvres de Voltaire Edit. de 1748. C. sur Locke.

uns erweisen, daß zwischen einem verständigen, und einem bloß materialischen Wesen kein Mittel sey? Das müßte er aber erweisen, um seine Folge richtig zu machen.

Ich gestehe, daß Cartesens Begriff, der aus allen Thieren, die wir vor Augen haben, und die uns vergnügen, oder bedienen, bloße Triebwerke machete; ich gestehe, daß dieser Begriff einem spaßhaften Romanenschriftreiber besser anstehe, als einem ernsthaften Philosophen. Man muß die Gedanken einiger andern als eine Ungereimtheit betrachten, die da behaupteten, die Thiere hätten geistliche Seelen. Allein muß man daraus schliesen, daß die Materie denken könne?

Ein geistliches, und ein körperliches Wesen sind himmelweit von einander unterschieden. Das sind gleichsam zwei Gränzen, die unendlich weit von einander liegen. Dieser unendliche Zwischenraum kann von einer unzähligen Menge selbstständiger Dinge erfüllet seyn: die sodann einer von den zweien erstern ganz unterschiedenen Art seyn werden. Und wer wollte Gott die Macht absprechen, eine Art Dinge zu erschaffen?

schaffen, die weder ausgedehnt, noch verständlich wären? Wer würde sich unterstehen, ihm die Macht abzuspochen, eine Gattung Wesen zu schaffen, die einen geringen Theil von Empfindungen hätten, die zu ihrer Erhaltung nothwendig wären, ohne indessen eine Freyheit, einen Verstand, noch ein Vermögen zu denken\*, zu überlegen, zu vergleichen, zu haben? Sollte der freche Voltaire Gott dem Herrn diese Macht absprechen dürfen?

Und was sollte uns hindern zu muthmaßen, daß die Seele der Thiere ein Wesen von ungefähr dieser Art sey, die wir anweisen? Ist es also wohl nöthig, auf die thörichte Ungereimtheit einer denkenden Materie zu verfallen? Man kann das 5te, 6te, und 7te Hauptstück dieses 2ten Theiles nachsehen; wo alle diese Beweise ausführlicher zu finden sind.

#### Antwort auf den fünften Einwurf.

Endlich erhalten wir die Versicherung, daß es zur Religion wenig thue, aus was für einer Wesenheit die Seele bestehe.

Allein

---

\* Dieses Wort hat der Herr Verfasser zweifels ohne in einem engern Verstande genommen,

Allein es thut sehr viel zur Religion, daß man die göttliche h. Schrift, die allgemeinen Kirchenversammlungen, die Meynung der ganzen christlichen Kirche keiner Lügen bestrafe. Das thun unterdessen die Materialisten.

Unsre h. Schrift belehret uns, daß die Seele des Menschen ein Geist sey. Bedenke an deinen Schöpfer in den Tagen deiner Jugend, und erwarte jene traurige Zeit nicht, wo alles für dich wird ein Ende nehmen: wo dein Leib in die Erde, von der er genommen ist, und dein Geist zu Gott, der ihn gegeben hat, zurückkehren wird (t). Die Evangelisten, und der h. Paul wiederholen eben diese Wahrheit tausendmal. Der allgemeine Kirchenrath zu Wien hat es ausdrücklich entschieden; die Väter der Kirche haben es gelehret. Ist das dem Herrn von Voltaire unbekannt? Wie darfer denn sagen, es thue wenig zur Religion, aus was für einer Wesenheit die Seele bestehe?

Neben

---

welcher alle dunkle und undeutliche Begriffe ausschließt: und alsdann stimmt sein Vortrag mit der heutigen Philosophie sehr wohl überein.  
(t) Eccl. 12.

Neben dem würde man dadurch, daß man die Geistlichkeit der Seele läugnet, sich ganz leicht den Weg bahnen, auch ihre Unsterblichkeit zu läugnen. Was für ein Beweggrund, und welche Hülfe würde alsdann für die Tugend übrig bleiben; und was für gräuliche Folgen würde nicht diese Materialistenlehre nach sich ziehen?

\*—————\*

### III Artikel.

#### Von dem Gottesdienste.

Der Herr von Voltaire erkläret sich für keinen Religionsdienst; sondern kämpfet wider alle. Er erkennet kein göttliches, noch menschliches Ansehen. Er fertiget beyde mit gleicher Verachtung ab. Was die göttliche Schrift entscheidet, was die Vernunft entdecket, das greift er ohne Unterscheid an; und bäumet sich durch seine freche Bemühungen eben so wider die Offenbarung, als wider die Vernunft auf. Er sollte wohl wünschen, daß gar kein Religionsdienst wäre; und das ist der Wunsch vieler heutigen Philosophen. Nichts ist, woraus klärer erhellet, wie gottlos und unvernünftig diese

Phis

Philosophie sey. Ehe wir Voltaires Gedanken über diesen Punkt untersuchen, wollen wir kürzlich die Grundsätze vortragen, auf welche der Religionsdienst gegründet ist.

Sobald man überführet ist, daß ein Gott sey, so erkennet man sogleich die Nothwendigkeit eines Religionsdienstes. Gott ist der Anfang und das Ende von allem; er ist der Schöpfer und Gutthäter; er ist Vater und Oberherr. Dies sind die Titel seiner Rechte über seine Geschöpfe; und zugleich die Titel der Verbindlichkeiten der Geschöpfe gegen ihn. Diese Rechte können nicht veräußert; diese Verbindlichkeiten nicht aufgelöst werden. Auf diese Rechte und Verbindlichkeiten sind die Verehrungen, und Dienste gegründet, welche die Geschöpfe dem allerhöchsten Wesen schuldig sind; und diese Dienste, und Verehrungen werden mit dem Namen der Religion beleget. Aus diesen so einfachen Grundsätzen lassen sich zwei Folgen herleiten. Fürs Erste, daß ein Gottesdienst seyn müsse: zum Andern, daß nicht alle Religionsdienste Gott dem Herrn gleichgültig seyn. Ich will noch etwas weniges dazusetzen, um zu erweisen, daß Gott einen Religionsdienst vorgeschrieben und festgesetzt habe.

Es

Es muß ein Gottesdienst seyn. Diese erste Folge ist so klar in den von uns eben vorgehaltenen Grundsätzen enthalten, daß sie keines neuen Beweises bedarf. Einen Gott erkennen, und gestehen, daß man ihm huldigen müsse, das sind einigermassen keine zwey verschiedene Dinge; nein! es ist eine und dieselbige Sache. Der größte Mann, der unter den Römern gewesen, sagte deswegen (u): es wäre niemals eine Nation so wild, und so barbarisch gewesen, die keinen Gott erkennet, und folglich keine Religionsgebräuche und Gottesdienste gehabt hätte, denselben zu verehren. Ich will mich also bey diesem Punkte, der augenscheinlich ist, nicht aufhalten; und gehe unverweilt zu der zweyten Folge über.

Nicht alle Arten der Religionsdienste sind Gott dem Herrn gleichgültig. Denn wenn in einigen Gottesdiensten, die auf Erden eingesezet sind, etwas dem natürlichen Gesetze zuwiderläuft, oder irgend eine Gottlosigkeit enthält: so kann man nicht sagen, daß Gott dergleichen Dienste genehm halte, und sie mit eben dem Auge ansehe, wie er  
einen

---

(t) Cicero tusc. Quæst. L. I. N. 13.

einen reinen und unschuldigen Dienst ansehen würde. Also waren die bey den Heyden an den Festtagen der Göttinn Bona, der Venus, des Adonis, u. a. m., erlaubten und vorgeschriebenen Unlauterkeiten keine Verehrungen, sondern wahre Lasterungen der Gottheit. Die in Abschachtung der Menschen bestehenden Opfer, welche bey den Africanern, Galliern, Mexicanern gebräuchlich gewesen, waren bloße Handlungen der Grausamkeit und der Wuth, und keine Werke der Andacht und Religion. Man kann nicht sagen, daß Gott in Ansehung dieser Art Dienste gleichgültig gewesen; sondern er verabscheuete dieselben.

Kommen wir von dem Heydenthume auf andre Religionen: so werden sich nicht geringere Schwierigkeiten zeigen. Der Jude verfluchet und verwünscht den Herrn Jesus, der die Religion der Christen gestiftet: der Socinianer hält ihn für weiter nichts, als für einen großen Mann, den Gott vorzüglich geliebet habe: der Türke ehret ihn als einen Propheten: der Deist fraget nichts nach seinen Gesäßen: der Christ bethet ihn als seinen Gott an, und gehorchet ihm als seinem göttlichen, allerhöchsten, und allwalt:

waltenden Gefäßgeber. Soll Gott die Verwünschungen des Juden, die Gleichgültigkeit des Socinianers, die schwache Ehrerbiethsamkeit des Türken, die Verachtung des Deisten, und die Anbethung des Christen, mit einem gleichgültigen Auge betrachten? Ein vernünftiger Mensch sinne der Sache nach, und fälle ein Urtheil!

Da Gott einen Dienst, und eine Verehrung von dem Menschen erfordert, so hätte er die Ausdrücke und Uebungen dieses Dienstes seiner Wahl überlassen können, wofern dieselben heilig und unschuldig wären. Man sollte wohl glauben, daß dies der Zustand der Sachen, während der Zeit des natürlichen Gefäßes, gewesen sey. Damit aber dieser Dienst heiliger, vollkommener, und seiner würdiger wäre, so hat er hernach selbst einen besondern vorschreiben, und einrichten wollen; und das ist der Gottesdienst der Christen. Dieser war, fast zweytausend Jahre vor seiner Einsetzung, durch die Orakel der Patriarchen und Propheten verkündigt worden; und hat sich seit mehr als siebenzehn Jahrhunderten im Stande gehalten. Man lese die gelehrten Werke Eusebs von Cæsarea, von der evangelischen Vorbereitung und Erweisung;

E

weisung;

weisung; oder den achten Theil des Schau-  
 plazes der Natur, den der Herr Abt Pluche,  
 der artigste, vernünftigste, und christlichste Phi-  
 losoph dieses Jahrhunderts, geschrieben hat:  
 so wird man an der göttlichen Einsetzung des  
 christlichen Gottesdienstes nicht mehr zweif-  
 eln können. Man wird über eine so wicht-  
 ige Sache nichts deutlicher, nichts über-  
 zeugender und überführender finden. Wir  
 haben nichts von dem Gottesdienste der  
 Hebräer gesaget, den Gott anfänglich ein-  
 gesetzt hatte. Selbiger war heilig; aber  
 er war nur für eine Nation, und für eine  
 Zeit; und sollte dem christlichen Gottesdienste  
 zu einer bloßen Vorbereitung dienen.

Indessen scheint der Herr von Voltaire,  
 der Stärke und Klarheit dieser Proben un-  
 geachtet, nicht wohl überführet zu seyn, daß  
 Gott wirklich einen Dienst von seinen Ge-  
 schöpfen erfodre. Er hält dieses nicht für eine  
 Gott dem Herrn sehr anständige Sache. Du  
 stehest, saget er am Anfange seines Gedichtes:

Du stehest unter Gott, dem uns verborg-  
 nen Wesen.

Doch, da er unerkannt dort im Verborg-  
 nen wohnt,

Und weit von uns entfernt im Sterne-  
 reiche thront;

Welch

Welch eine Schuldigung will er wohl von  
dir haben?

Meynst du, es werde ihn, und seine All-  
macht laben,

Wenn man ihm großes Lob und Ehrens-  
namen giebt?

Ist er mit Ungebühr in seine Macht  
verliebt,

Und plagt ihn Eifersucht?

Hätte Voltaire die Vernunft, die göttliche  
Schrift, die bewährtesten Traditionen zu  
Rathe gezogen, so würde er begriffen haben:  
daß die Lobsprüche, die Gelübde, die Gebether,  
die Opfer, und alle übrige Ausübungen  
des Gottesdienstes, bloße Ausdrücke der  
Schuldigung, der Anbethung, der Erkenntlich-  
keit, und der Liebe der Geschöpfe gegen das  
allerhöchste Wesen sind. Er würde gelernet  
haben, daß alles dieses vom Anfange der Welt  
gebräuchlich gewesen. Im natürlichen Ge-  
sänge haben uns Abel, Noe, Abraham,  
Melchisedech Beispiele davon gewiesen.  
Nichts ist prächtiger, als die Gesänge, welche  
Moses, David, und die übrigen Pro-  
pheten gemacht haben, um die Hoheiten  
Gottes, und die Pflichten der Geschöpfe  
kennbar zu machen. Aber man sollte sagen,

Voltaire wisse von allem dem nichts, oder frage nichts danach.

Er fraget, ob das höchste Wesen auf seine Hoheit eifersüchtig sey, und an den Lobserhebungen und Gelübden einen Wohlgefallen habe. Allein was wäre denn das für eine Unanständigkeit an Gott, wenn er von seinen Geschöpfen 1tens Huldigungen foderte, so wie die Fürsten sie von ihren Unterthanen fodern; 2tens Erkenntlichkeit, wie ein Wohlthäter sie von dem fodert, der einige Gutthaten empfangen; 3tens Bezeugungen der Liebe, wie ein Vater von seinen Kindern? Sollte man deswegen den großen Gott einer unanständigen Eifersucht beschuldigen? Solch eine Rede beschimpfet ja ihren Urheber weit wehr, als sie die Religion lästert.

Allein Voltaire drücket sich auf eine noch verwägnere Art aus, da er folgendes hinzusetzt:

Gebäude, Nutzbarkeit, Gesäße hat die  
Welt,

So wie den Gottesdienst, verschieden  
angestellt.

Man

Man suche nur gerecht, und ohne Schuld  
zu denken:

Das Uebrige kann man nach eigenem Willen  
lenken.

Es ist kein Gottloser, noch Freydenker,  
der den letzten Vers nicht mit Vergnügen  
wiederholen müsse. Indem er alle Uebungen  
des göttlichen Dienstes, alle höchst ehrwürdige  
und höchst geheiligte Gefäße verachtet, wird  
er allemal sagen können: Man suche nur  
gerecht, und ohne Schuld zu denken:  
das Uebrige kann man nach eigenem  
Willen lenken. Seine ganze Religion  
wird alsdann in der Bekänntniß bestehen,  
daß ein Gott sey; als welches ein Punkt ist,  
der heutiges Tages nicht mehr geläugnet  
werden kann: und dieses wird seine einzige  
Glaubenslehre seyn. Seine ganze Sitten-  
lehre wird in dem einzigen Satze enthalten  
seyn: Man suche nur gerecht, und ohne  
Schuld zu denken; und er selbst wird  
über alle Rechte, und über alle Verbind-  
lichkeiten dieser Gerechtigkeit den Ausspruch  
thun: denn das Uebrige kann man  
nach eigenem Willen lenken.

Der Herr von Voltaire hat alle gräuliche  
Folgen, so aus diesen Grundsätzen fliesen,

halb eingesehen. Er giebt sich Mühe, die Gottlosigkeit derselben durch diese Anmerkung zu verhüllen: Es ist augenscheinlich, sagt er, daß diese Willkuhr bloß die eingesetzten Sachen, die bürgerlichen Gesetze, die Zuchtverordnungen betreffe: welche alle Tage, nachdem es die Noth erfordert, abgeändert werden.

Allein die Taufe, und die übrigen Sacramente der Christen sind eingesetzte Sachen: kann man also sagen, daß es willkührlich sey, sich selbiger zu bedienen, oder nicht? Die Gesetze, so vormals den Hebräern gegeben worden, bezogen sich, die zehn Gebote ausgenommen, allein auf eingesetzte Sachen. Stand es ihnen frey, sich denselben zu unterwerfen, oder nicht zu unterwerfen? Es ist also eine erschreckliche Gottlosigkeit, oder eine sehr erbärmliche Verirrung der Vernunft, wenn man saget, es sey genug, daß man gerecht sey: es sey denn, daß in dieser Gerechtigkeit die Pflichten der Religion mitbegriffen würden. Wie schön sind nicht Voltaires Verse! nur Schade, daß sie nichts als Gottlosigkeiten, und Ungereimtheiten enthalten.

## IV Artikel.

## Von der Göttlichkeit der Religion.

Die Orakel der Propheten, welche mehr als tausend Jahre vor der Geburt der christlichen Religion, die Herrlichkeit derselben schon verkündigt haben; die unüberwindliche und ganz göttliche Stärke so vieler Millionen Märtyrer, die ihr Blut zum Zeugnisse ihrer Wahrheit hergegeben, und die schreckbaresten Tormente ertragen haben; der Glanz der Wunderwerke, welche die Gelehrsamkeit und den Gehorsam der ganzen Natur gegen die Stimme des Herrn Jesus und dessen Anbether gezeiget: dies sind die vornehmsten Stücke, durch welche die Christen vernünftigen Leuten die Göttlichkeit ihrer Religion beweisen und darthun. Wir benennen dieselben allein. Man findet sie herrlich ausgeführt in des berühmten Bischofes von Meaux, Herrn Bossuet, wunderschöner Rede über die allgemeine Geschichte; in des Herrn Abbadie Abhandlung von der Wahrheit der christlichen Religion; in der Christenlehre Ludwigs von Granada; und in den Werken verschiedener gelehrten Väter der Kirche, in Justinen, Origenen,

en , Tertullianen , Chrysofomen ,  
Augustinen , Lactanzen \*.

In diesem allen findt der Herr von Voltaire nichts , als Vorurtheile , deren die Anhänger der verschiedenen Religionen fähig gewesen. Er läßt die Ehre der Propheten , der Wunderwerke , der Märtyrer allen Religionen , das ist , allen Überwichtigkeiten und Thorheiten der verschiedenen Aberglauben zukommen. Seiner Rede nach haben alle Secten aufzuweisen gehabt , was wir allein aufweisen zu können glauben. Er wirft alles durcheinander , um alles ungläublich zu machen. Höret , wie er in dem 3ten Theile seines Gedichtes den Anfang machet :

Ein Tempel ist die Welt , des Schöpfers  
Wohnstatt ,

Wo Jeder ein Altar nach seinem Sinne  
hat.

Ein Jeder lobet da nur seine Wunder-  
werke ,

Nur seine Heilige , nur seines Glaubens  
Stärke ,

Nur seine Märtyrer , nur seiner Götter  
Spruch.

Diese

---

\* Eine vorzügliche Stelle unter diesen Schriften  
verdienet das schätzbare Werk des Herrn Abtes

Diese Verse enthalten nichts, als Unge-  
reimtheiten. Wenn man glaubte, Voltaire  
habe selbige aus Unwissenheit, oder ohne  
Bosheit geschrieben: so würde ihm, durch  
das eine sowohl als durch das andre, Unrecht  
geschehen. Allein sey er so gütig, und sage  
uns, was es für Märtyrer, was für  
Wunderwerke, und was es für ein Glaube  
gewesen, dessen sich die Götzendiener gerühms  
et haben.

Er sagt uns in unzähligen Stellen seiner  
Werke: die heydnischen Priester hätten  
keine Glaubenslehren gehabt (x). Hatt-  
en sie keine Glaubenslehren, wie sah es denn  
mit ihrem Glauben aus? Wie konnten sie  
sich ihres Glaubens rühmen? Die Wunder-  
werke anbelangend, so haben sie sich deren  
eben so wenig gerühmet. Selbst unter den  
Heyden war keiner, der nicht die wenigen  
Thorheiten dieser Art, die Valerius Max-  
imus gesammelt hat, verachtete.

Es ist kein Kunstrichter heute zu Tage,  
der nicht die Wunderzeichen, womit Titus

L 5

Livius

---

François, welches unter dem Titel: Examen  
des Faits, qui servent de Fondement à la  
Religion chrétienne, vor Kurzem ans Licht  
getreten ist.

(x) Mélang. C, 61. Hist. gen. C. 7.

Livius seine Geschichte angefüllet hat, als Flecken, die ein so schönes Werk in etwas verderben, und als eine Schwachheit, die diesem großen Schriftsteller ein wenig nachtheilig sind, betrachtet. Endlich was die Märtyrer betrifft, so müssen wir so lange warten, bis der Herr von Voltaire ein heydnisches Märtyrerbuch entdeckt: damit wir die, so den Tod zu Ehren Jupiters, der Venus, oder der Juno ausgestanden haben, kennen lernen.

Die Türken haben niemals daran gedacht, ihre Wunderwerke zu rühmen. Selbst Mahomet gestand aufrichtig, er habe keine Geschicklichkeit, solche zu wirken. Lange nach ihm gerieth allererst ein frommer Türk auf den Einfall: Mahomet habe einstens mit seinem Finger den Mond zwiefach getheilet. Allein dies Wunderwerk hatte kein besonders Glück. Die Türken haben sich begnüget, ihre Religion mit bewaffneter Hand zu predigen, ohne sich um Wunderwerke und Prophezeihungen zu bekümmern. Nicht also ward die Religion des Herrn Jesus durch die Apostel eingeführet.

Es ist sehr häßlich, die Wahrheit zu bestreiten, wann man sie kennen; oder zu lästern,

ern, was man nicht versteht. Es ist sehr schändlich, wann man eine Sache nur halb und halb einsieht, sich auf den bloßen Ton der Berwägenheit verführen zu lassen, den sich gewisse Schriftsteller, die über alles den Ausspruch wagen, anmaßen. Das ist es, was heute zu Tage vielen Lesern, und vielen Schriftstellern zukömmt.



## V Artikel.

### Von der Lehre der Duldung.

Die Lehre der Duldung ist nichts anders, als eine stolze Gleichgültigkeit für alle Arten der Religion; eine Liebe zur Unabhängigkeit, die da machet, daß man sich keinem Gewissensgefäße unterwerfen will; ein philosophisches Ansehen, das man sich giebt, und um dessen willen man sich berechtiget zu seyn glaubet, alle Religionen zu untersuchen, und zu beurtheilen, ob man gleich deren keine achtet oder verehret.

Ein Dulder sieht die Religionen an, wie die Kleidertrachten. Einige tragen Bünde, nach Art der Türken; andere Kappen, wie  
die

die Moskowiter; und noch andere Hüte, auf französische Art. Eben so sind auch diese Türken, jene Götzendiener, andere Christen. Alle diese werden aus einerley Gesichtspunkte betrachtet: nach dem einen wird so viel, als nach dem andern gefragt. So ist die Denkungsart der heutigen Philosophen beschaffen!

Kein Wunder, daß sie die Duldung mit so grossem Eifer predigen. Niemand ist, der ihrer mehr bedarf, und sie doch weniger verdient, als sie: denn Niemand ist, der mehr Uebels in der Religion stiftet. Die Abstrafung ihrer Frechheit gehöret zur Gerichtsbarkeit der Gesäße. Auslegen, wie thöricht die Lehre von der Duldung sey, das geht die Beurtheilungskunst an. Die Oberkeit hat das Recht, einen Verführer zu strafen. Der christliche Philosoph muß denen vorkommen, die sich könnten verführen lassen. Die Sache ist nicht sehr schwer. Man hat zu dem Ende nur zu erklären, was diese wichtige Philosophen denken; abzuwägen, was sie sagen; zu entdecken, was sie so sorgfältig zu verdunkeln und zu verwirren suchen; und zu zeigen, was für gräuliche Folgen aus der Lehre von der Duldung entstehen. Diese  
Herren

Herrn verkündigen das Gute, so die Philosophie der Welt erweist, immer mit Stolge. Wir wollen das Böse anzeigen, so ihre Philosophie der Religion verursacht.

Einer von den größten Männern \*, die das Calvinistenthum in Frankreich gehabt hat, der in dem Lehrgebäude von der Duldung auferzogen war, fand bey Untersuchung dieses Lehrgebäudes die ersten Gründe seiner Wiederkehr zur Kirche, und seiner Bekehrung. Er begriff, und bewies hernach in einem trefflichen Werke (y): daß die erste Folge dieses gräulichen Lehrgebäudes, der gänzliche Sturz, und die völlige Zerstörung der Religion sey. Was Papinen erschreckte, das lehret Voltaire. Was in den Augen des calvinischen Predigers die unvernünftigste Thorheit zu seyn schien, das giebt der poetische Philosoph als die wahre Weisheit an.

Den Anfang machet er mit einer Spöttereey über die läppischen Leute unter den Christen: die so einfältig sind, daß sie glauben, die Heyden, die Ungläubigen, die Ketzer würden

---

\* Herr Papin. (y) Oeuvres de Mr. Papin. Examen de la Tolérance.

würden die Seligkeit nicht erlangen. Verdammen uns die Türken, heist es,

So thun wirs ihnen auch. Bey uns ist  
ja verdammet,  
Nicht nur der Jud und Türk; auch was  
aus Londen stammet,  
Aus Stockholm, Genf, Berlin: auch du  
o großer Held \*!  
Bist mit aus jener Zahl, worauf der  
Fluchstral fällt.  
Gelehrte schwören drauf, du seyest schon  
auf Erden  
Des Belzebubes Sohn.

Nach diesem kleinen Scherzliedchen greift er einen ernsthaften Ton. Er sezet die großen Männer des Heydenthums mit der Bülle seines Ansehens in die Reihe der Heiligen. Allein ist stehe in Zweifel, ob er zufrieden seyn würde, wenn er ihnen in der andern Welt an die Seite sollte gestellet werden; und ob er da allen seinen Hoffnungen und Begierden ein Ziel seze. Vermeynst du, sagt er zu einem Christen,

Vermeynst du, Mark Aurel, und Titus,  
und Trajan,  
Und Solon, jener Griech, der so viel Guts  
gethan;

Ver:

---

\* der König von Preussen.

Vermeynst du, So Prates, und Aristid  
der weise,

Die so geheiligten, so liebenswerthen  
Greise,

Die du nie eingesehn, seyn igt von Gott  
verdammmt,

Von dem so guten Gott, wovon ihr Wesen  
stammt?

Hernach nimmt er sich seiner lieben Aeng-  
elländer, und aller derer mit Zärtlichkeit an,  
die ängelländisch denken; und hält um Gnade  
für den Socinianer oder Arianer Neu-  
ton an, wie auch für Locken, den er als den  
Apostel des Materialistenthumes schildert,  
u. a. m.

Sey selig, ja! Allein soll Neuton der  
gelehrte,

Soll Leibniz, Addison mit allem seine  
em Werthe,

Und kurz, soll Locke denn, der so erhaben  
denkt,

Die menschliche Vernunft so glücklich ein-  
geschränkt,

Soll dieser Weisen Kunst, die Gott so nahe  
traten,

Der Sölle Opfer seyn, und dort auf ewig  
braten?

Still,

Still, still! sey doch so streng, so unerbittlich nicht.

Freund! warte bis der Herr das Urtheil selber spricht.

Verehre diese Schaar, von der die Tugend stammet:

Warum verdammtst du sie, die dich doch nicht verdammet?

Ich weiß nicht, warum er nicht auch einige Komödianten und Komödiantinnen diesem Heiligenregister einverleibet habe: denn dieser Art Leute haben ja eben so viel Recht zu Voltaires Paradiese, als die Ketzer und Heyden. Doch er hat die Verehrung einiger, und unter andern der Jungfer le Couvreur, schon werkstellig gemacht. Diese Komödiantinn ward in einem Felde am Ufer der Seine begraben. Der Herr von Voltaire drückt sich in der auf ihren Tod gemachten Schrift, über die Verehrung, zu der er sich gegen sie verbunden hält, sehr nachdrücklich aus; und bezeuget die Verachtung, womit er seine Religion und Nation betrachtet, ziemlich offenbar.

Der Herr von Voltaire untersteht sich, uns zu warnen, daß wir diese berühmte Heyden, Deisten, und Ketzer, die er heilig spricht,

spricht, verehren sollen. Allein sind wir nicht mehr berechtiget, ihn selbst zu warnen, daß er die evangelischen Orakel ein wenig besser verehere? Denn wir setzen voraus, daß er seiner Taufe noch nicht aufgekündigt, so wie sein großer Heiliger, der abtrinnige Julian; noch dem Evangelium abgesaget habe, ob er sich gleich so viel Mühe giebt, dasselbe zu lästern. Jesus Christus saget uns, diejenigen, so durch die Taufe geistlicher Weise nicht wiedergeboren würden, könnten in das Reich der Himmel nicht eingehen. Warum will er denn einen Titus, einen Trajan, einen Markus Aurelius, welche die Gnade der Taufe nicht empfangen haben, in den Himmel setzen? Die Schrift belehret uns (z), ohne den Glauben sey es unmöglich, Gott zu gefallen; die den Glauben nicht haben würden, sollten verdammet werden; und welche die Kirche nicht hören würden, sollten für Heyden gehalten werden. Warum will er denn das Paradies mit allen denen anfüllen, die Ketzer, Heyden, und solche Leute sind, welche weder der Schrift, noch der Kirche glauben?

U

Man

---

(z) Marc. 16.

Man suche nach dem, was wir ißt ausgeleget haben, den Unterscheid, der da zwischen diesen Philosophen, die alles dulden wollen, und zwischen Leuten seyn kann, die gar keine Religion haben, und deren Grundlehren blos zur Verachtung und Vertilgung der Religion abzielen.

\*—————\*

## VI Artikel.

### Von den Vortheilen der Duldung.

Nachdem der Herr von Voltaire zu erweisen gesucht, daß es eins sey, in was für einer Religion man lebe; nachdem er den Götzendiener, den Arianer, den Deisten, den Katholiken, den Lutheraner, ohne Unterschied ins Paradies gesehet: geräthet er auf einen andern Weg, um uns von dem Nutzen der Duldung zu überführen. Er läßt uns dieselbe als eine Mutter des Friedens, und als das erste und vornehmste Gut betrachten.

Was folgt aus allem dem nun endlich für ein Schluß?

Es folget, daß der Wahn \* nur Thoren leiten muß.

Ges

---

\* Die Vorurtheile.

Gebührt sich, daß darum ein Krieg entzündet werde?

Die Wahrheit kömmt von Gott, der Irrthum von der Erde.

Und weil wir durch den Wust so vieler Disteln gehn,

So soll des Weisen Aug auf Nebenwege sehn.

Den Frieden liebet man, den wir so blind verlegen;

Soll man ihn nicht so hoch, als selbst die Wahrheit schätzen?

Was man durch den Wahn, der die Thoren leitet, durch die Disteln, durch die man gehen muß, durch die Nebenwege, worauf der Weise sehen soll, zu verstehen habe, darüber liesen sich wichtige Fragen, und artige Anmerkungen machen. Welch einen schädlichen Gebrauch könnte man nicht von diesen Ausdrücken machen? Welch ein Mißtrauen müssen sie nicht einschleusen? Was für abscheuliche Grundsätze können sie nicht einschließen? Liegt nicht unter diesen Worten das gräuliche Geheimniß der deistischen Adepten verborgen, von welchem uns der Herr von Voltaire in seinem Hauptstücke vom Deistenthume Nachricht giebt? Sind es nicht unsre verehrungswürdige Glaubenslehren, die hier durch das

Wort Wahn angedeutet werden? Die Thoren in den Augen der philosophischen und widerchristlichen Kotte, sind das nicht die lehnsamen und unterthänigen Gläubigen? Die Disteln, die man nicht ausrotten kann, sind das nicht die Gebräuche des Gottesdienstes, und die Beobachtungen der Religionspflichten, von denen man sich endlich loszumachen wünschete? Ist dieses nicht der Zweck, den man in diesem Gedichte allenthalben bemerket? Doch laßt uns diesen Abgrund der Gräuel nicht länger durchwühl- en. Laßt uns bey den zweenen letzten Versen stehen bleiben:

Den Frieden liebet man, den wir so blind  
verlegen;

Soll man ihn nicht so hoch, als selbst die  
Wahrheit schätzen?

Freylich ist der Friede eines von den an-  
müthigsten und kostbaresten Gütern. Aber  
wie es gründliche und rühmliche Frieden  
giebt, so giebt es auch verderbliche und schäd-  
liche. Wenn man z. B. die Religion und  
Wahrheit aufopferte, um Frieden zu haben;  
Könnte man alsdann wohl sagen: der Friede  
sey eben so schätzbar, als die Wahr-  
heit selber?

Als

Als man die Christen der ersten Jahrshunderte zwingen wollte, das Evangelium als ein Märchen, und die Götzen als wahrhafte Gottheiten anzusehen; als man sie die Scheiterhaufen, die Schwerter und Räder sehen lies, die ihnen zubereitet waren, falls sie sich weigerten, solche Bekännnisse und Erklärungen abzulegen: hätte man dazumal sagen können, daß sie, im Falle sie des Friedens halber nachgegeben hätten, Vortheile von einem eben so großen Werthe, als die Wahrheit selber ist, erworben haben würden?

Als die hebräischen Widersager den Herrn Jesus als einen Ruhestörer angriffen, weil er feingöttliches Evangelium verkündigte; hätte er damals aus Achtung gegen ihre falsche Weisheit schweigen müssen; und würde dieser Friede von eben solchem Werthe gewesen seyn, wie die Wahrheiten selbst, die er verkündigte? Nur die Verachtung der Wahrheit, und die Gleichgültigkeit gegen die Religion, ist im Stande, diese betrügliche Grundlehre, die Voltaire predigen darf, einzulösen, und gefällig zu machen. Kein weiser Mann ist, der nicht ihre gräuliche Folgen sonder Mühe einsehe; oder dem der

Zweck unsichtbar sey, den sich die unsinnigen Prediger derselben vorgesezt haben.

Es giebt gleichgültige, es giebt auch nothwendige Wahrheiten. So ist es z. E. in den philosophischen Lehrgebäuden gleichgültig, der Anziehung Newtons, oder den von Molieren unlängst aufgewärmten Wirbeln des Cartesius Beyfall zu geben. Es ist ziemlich gleichgültig, in einem Lehrgebäude der Zeitrechnung einen Zeitpunkt etliche Jahre früher, oder später zu sehen; in sonderheitlichen Fällen eine Begebenheit dieser, oder einer andern Ursache zuzuschreiben; zum Beyspiele, zu behaupten, daß Ovid der üppigen Verse halber, die er geschrieben, oder wegen seiner gar zu vertraulichen Gemeinschaft mit der Tochter Augusts, aus seinem Vaterlande vertrieben worden. Es ist der Mühe nicht werth, den Frieden und die Ruhe zu stören, um eine von diesen Meynungen auf den Drümmern der andern festzusetzen.

Allein es giebt nothwendige Wahrheiten; Wahrheiten von so grossem Werthe, daß ihnen kein anderer Vortheil gleich kommen kann. Dergleichen sind die wesentlichen,  
und

und Grundwahrheiten in der Religion. An der Religion hängt der Vortheil der Ewigkeit. Alle andere Vortheile müssen diesem den Vorzug gestatten. Die Duldung in diesem Stücke ist nicht nur eine Gottlosigkeit, die den Allerhöchsten lästert; sondern auch eine Seltsamkeit, welche die Vernunft verunehret; eine verderbliche Aergerniß, die in den ewigen Abgrund stürzt.

Ein Dulder sieht alles aus einem und demselbigen Gesichtspunkte an: ein Calvinist, Deist, Socinianer, Katholik, Quaker, Türk, alles ist ihm einerley. Aus seiner Gleichgültigkeit muß ich schliesen, daß der Dulder ein Mensch sey, der selbst keine Religion hat. Wenn man überführet ist, daß die christliche Religion göttlich ist, und daß die Orakel des Evangeliums wahr sind: so wird man in den großen Grundsätzen, und schönen Grundlehren der Dulder weiter nichts, als eine unsinnige Weisheit erblicken.

## VII Artikel.

Von den Kriegen und Verfolgungen  
wegen der Religion.

**D**urch den verrugten Streit zertrennter  
Christenschaaren  
Hat allemal die Welt mehr Ungemach  
erfahren,  
Und mehr Ermordete zum frühen Grabe  
gehn,  
Und mehr unschuldig Blut der Menschen  
strömen sehn,  
Als uns des deutschen Reichs, und Frank-  
reichs Kriegsgeschichten  
Zu irgend einer Zeit geschehn zu seyn be-  
richten.

Hier haben wir den Punkt, in welchem  
Voltaire's hitzige Begeisterung immer den  
Gipfel erreicht; den Punkt, den er alle-  
zeit mit Lust und Vergnügen berühret; und  
welchen man in seinen kleinern Schriften,  
in seinem Gemenge, seiner Henriade, seinen  
theatralischen Stücken am Deffersten, und  
in mehr als dreysig Hauptstücken seiner allge-  
meinen Geschichte antrifft. Nichts scheint  
ihm eines grossen Philosophen, wie er ist,  
würdiger zu seyn, als daß er seine gerechte  
Tollheiten wider die Katholische Religion  
aus-

ausbrechen lasse, und alle seine Kräfte anstrengte, sie verhaßt zu machen, und einen Abscheu vor derselben zu erregen.

Dies sind die lärmenden Töne, welche zu erneuern alle Freydenker, und Nachahmer Voltaires, sich niemals ersättigen können. Sie hören nicht auf zu schreien, die christliche Religion sey eine Blutreligion. Sie lassen nicht nach, die schreckbaren Kriege, wodurch Europa im sechszehnten Jahrhunderte verwüstet worden, auf die Bahn zu bringen. Freylich müssen die Grausamkeiten und Raufereyen, zu denen man sich während diesen Kriegen hat verleiten lassen, einen Grausen erregen. Allein muß dieser Grausen auf die Religion, oder auf die Sectirer, die der Religion aufgekündigt hatten, zurückfallen? Voltaire trete, wenn er das Herz hat, in die Mitte, und antworte über diese Begebenheiten, welche die ganze Welt durch ihr Zeugniß bestätigen kann.

Haben nicht diese Kriege in Flandern von den blütigen Hinrichtungen, erschrecklichen Verwüstungen, und gräulichen Plünderungen der Keßer in Antwerpen, Mons, Dornick, und vielen andern Städten, unter der fried-

U 5                      famen

famen Regierung der Tochter Karl des V, ihren Anfang genommen (a)? Sind sie nicht in Frankreich aus der amboisischen Verschwörung, in Deutschlande aus den Stürmen entstanden, die der Landgraf von Hessen, und der Kurfürst von Sachsen, um ihr neues Evangelium mit bewaffneter Hand einzuführen, unternahmen? Steht es dem Herrn von Voltaire wohl an, diese Kriege den verrugten Streit zertrennter Christenschaaren zu nennen? Würde ihn nicht ein Bißchen Gerechtigkeit zu bekennen genöthiget haben, daß selbige eine bloße Wirkung des Aufstandes einiger Abtrinnigen gewesen seyn: welche, da sie dem Glauben ihrer Väter aufgekündigt hatten, auch dem Gehorsame aufkündigten, den sie ihren rechtmäßigen Herren schuldig waren?

Nichts ist dem Geiste des Evangeliums mehr zuwider, als die Religionskriege. Nichts ist, was die wahren Christen mehr verabscheuen. Europa würde durch dieselben, beynah ein Jahrhundert lang, nicht verwüstet worden seyn, wenn die Sectirer, die  
sie

---

(a) Strada de Bell. belgic. L. 2. 3. Sebast. le Clerc Hist. des Provinc. unies.

sie erweckten, den Geist des Christenthums vor Augen gehabt hätten. Die wahre Ursache davon war die Vergessenheit, oder Verachtung der Religion: welche die heiligsten Rechte verletzete, die Völker zum Aufstande brachte, und bis in die ehrwürdigsten und heiligsten Dertex mit Feuer und Schwerte eindrang.

Den allgemeinen Rasereyen des Krieges gesellet Voltaire die sonderbaren zu. Er schildert sie folgendergestalt:

Man hat es oft gesehn, und nicht allein  
gehöret,  
Daß mancher Katholik, von Einfalt ganz  
bethöret,  
Von Glaubenseifer voll, kaum aus der  
Messe kam,  
Und seinen Nachbar gleich mit Wuth beym  
Salze nahm,  
Und schrie: bekehre dich, o Schelm! zu  
meinem Glauben;  
Wo nicht, so soll mein Staal dir gleich  
das Leben rauben.

Ich frage den Herrn von Voltaire: welche die wichtigen Schriftsteller seyn, bey denen er gelesen, daß die Katholischen sich bey der Messe mit Tollheit und Schwärmerey anfüllen; und aus derselben mit dem Dolche in der Hand auf die ersten Hugonotten, die sie antraf:

antrafen, angerennet sind, um sie zu ermorden, oder zum Katholischen Glauben zu zwingen? Seine falsche Einbildungskraft gebiehet und vervielfältiget die Gräuel, so er den Katholischen zur Last leget; und seine Untreue stiehlt die meisten von jenen hinweg, deren die Hugonotten sich schuldig gemacht haben.

Ein vernünftiger Mann wird weit davon entfernt seyn, die Ausschweifungen, in welche etliche Katholischen zu den unglücklichen Zeiten unsrer Religionskriege gerathen sind, genehm zu halten. Allein waren wohl alle diese Ausschweifungen mit jenen zu vergleichen, die von den Ketzern begangen wurden? Die Felsen bey Mornas und Montbrison; die Blutströme, die der rasende Baron von Adrets allenthalben fließen lies, und um deren willen selbst Bayle (b) ihn nicht rechtfertigen kann; die Plünderung fast aller Städte des Königreiches; das sind viel ärgere Ausschweifungen, als die Katholiken begangen haben: und der Herr von Voltaire erwähnt ihrer mit keinem Wörtchen. Wenn Beyspiele der Grausamkeit

---

(b). V. Bayle Art. F. de Beaumont.

Feit und Wuth angebracht werden sollen; so suchet er sie allemal, und findet sie zuweilen bey den Katholischen. Von der Hugonotten ihren hergegen, die unendlich zahlreicher und lästerlicher sind, schweigt er mausstill. Haben die Katholischen (nur jene unglückliche Zeiten ausgenommen, da man in Frankreich, einen hugonottischen König aufm Throne zu sehen, besorgt war) jemals anders, als auf Befehl, oder zur Vertheidigung ihrer Fürsten, zu den Waffen gegriffen? Auf Befehl ihrer Landesherren bewaffnet, haben sie mehrmals aufgebrachte Unterthanen ohne Barmherzigkeit über die Klinge springen lassen: das ist wahr. Aber haben nicht die wider ihre Landsherren bewaffnete Hugonotten noch viel öfters treue Unterthanen ermordet? Unterdessen sind es blos diese treue Unterthanen, über welche der Herr von Voltaire alle Bitterkeit seiner Galle ausgiest: blos diese sind die Gegenstände seines rasenden Lärmens.

Das Rehergericht mußte in der Abschilderung der Rasereyen der Katholischen auch eine Stelle behaupten:

Ein Kegerrichter läßt sich durch die Liebe  
zwingen,

Den Nächsten dem Vulcan zum Opfer dar-  
zubringen.

Er trägt das Crucifix erbäulich in der Hand;  
Auf diese Weise wird der arme Tropf ver-  
brannt.

Er weint zugleich mit ihm: der Tod geht  
ihm zu Herzen:

Drum nimmt er dessen Geld, und lindert  
seinen Schmerzen.

Die ickigen Philosophen lassen sich es eben  
so stark, als die größten Kezer, angelegen  
seyn, das Kezergericht durch ihr Geschrey  
herunter zu machen. Sie finden die Wahr-  
heit nicht zulänglich, von demselben alles  
Böses, so sie wünschet, sagen zu können.  
Man sehe nach, was wir im ersten Theile,  
nach dem Abte von Bayrac, über diesen  
Punkt gesaget haben; und man wird sehen,  
daß diese Anwendung der Güter der Verur-  
theilten für die Richter, von der Verleumd-  
ung entworfen sey.

Die französischen Berichte machen so er-  
schreckliche Schildereyen von dem Kezerge-  
richte; daß man sich nicht enthalten kann, das-  
selbe höchstens zu verabscheuen: allein sie  
geben nicht den geringsten Beweis von dem,  
so

so sie behaupten. Ein weiser Mann sieht ungefähr, was er in dergleichen Berichten für aufgemußet halten müsse. Wenn aber die Strengheiten des Kezengerichtes fürchterlich sind; sind sie denn nicht zuweilen nützlich und nothwendig?

Wenn Menschen einer mehr als höllischen Unzucht und Gottlosigkeit sich erfrechen, Lästereien, die bis auf diese Zeit nicht erhört worden, und die schändlichen Unflätigkeiten, mit denen ihre Herzen erfüllet sind, sogar auf die anbethenswürdige Person des Herrn Jesus, und auf seine jungfräuliche Mutter, ausbrechen zu lassen; Lästereien und Unflätigkeiten, um welcher willen diese abscheuliche Schriftsteller bey den Türken würden gespiestet werden: sollten wohl die Kezengerichte wider dieselben zu streng verfahren können? Sollten wohl Strafen seyn, die erschrecklich genug wären, die Religion und die christliche Gesellschaft wegen der Unbilden, die ihr von gewissen, seit einigen Jahren ans Licht getretenen Gedichten angethan worden, zu rächen? Und wenn Voltaire den Rousseau, weil er als Urheber der bekannten Liedergesänge angeklaget worden, des Scheiterhaufens würdig gehalten hat; wessen wird

wird

wird er denn jene würdig erklären, welche den Brief an die Urania, und das schändliche Gedicht von der Jungfer gemachet haben? Er mag selber das Urtheil fällen.

---

### VIII Artikel.

#### Von der Verwaltung der Religion.

Der bekannte Hobbes, der in seinen Gedanken über die Glaubenslehren eben so verfahren, als in seinen Grundsätzen der Sittenlehre ausschweifend war, wollte in der Religion bloß dasjenige dulden, so die Fürsten darin zulassen und bestätigen würden. Der Herr von Voltaire hat ungefähr eben solche Gedanken. Er wünschte heftig, daß man mit der Religion so, wie mit andern, zur Gerichtsbarkeit der Staatsordnung gehörigen Sachen umgieng; und daß die Fürsten die Oberhäupter, die Herren, und Gesetzgeber derselben wären.

Um seinen Gedanken mehr Ansehen und Stärke zu geben, führet er das Beyspiel der römischen Kaiser an, die vormals die hohen Priester des Götzendienstes gewesen. Er machet zwischen dem thörichten Dienste der  
Götzen,

Götzen, der von blinden und verderbten Menschen eingesezet worden; und der göttlichen Religion, die der einige Sohn des ewigen Vaters angeordnet hat, keinen Unterscheid. So trägt er seine Gedanken vor:

Der weise Rath zu Rom, das grose Siegerchor,  
Stand so der Sittenzucht, wie den Altären vor:  
Er hat das Bacchusfest zur Mäßigung gelenket,  
Und der Vestalen Zahl vernünftig eingeschränket.  
Wer weis nicht, daß Trajan bey seiner Kriegeschaar,  
So wie auch Mark Aurel, der hohe Priester war?

Indessen wollte er doch nicht haben, daß sich ein König des Hutes und Stabes eines Bischofes bediente; als Glaubensprediger zu den Ungläubigen reisete; und den Völkern den Segen ertheilte. Alles dieses überläßt er den Priestern, das Uebrige alles eignet er den Königen zu.

Der Weltheiland hat zwar gesaget, er vertraute die Regierung der Kirche dem H. Peter und seinen Nachfolgern an; und hat den Aposteln, alle Nationen, was sie glaub-

X

an

en und thun sollten, zu lehren befohlen. Der Herr von Voltaire aber hat andre Gedanken. Er wollte, daß iso die Könige, und ihre Befehlshaber mit diesem Amte besetzt würden.

Man hat bis auf unsre Tage eine Religion gehabt, deren Ansehen und Gesäße von den Beherrschern der Welt, von Constantinen, Theodosen, Karl dem grossen, in Ehren gehalten und vertheidiget worden; und die grösten Fürsten haben es sich hernach für eine Ehre gerechnet, denselben nachzuahmen. Voltaire wollte, daß die Fürsten heutiges Tages in die Fustapfen der heydnischen Kaiser träten: damit das Christenthum besser eingerichtet, regieret, und auf den gebührenden Fuß gesetzt werden möchte. Sehet! dies hat eine aufgeklärtere Vernunft diesem grossen Philosophen entdeckt. Man muß gestehen, daß diese Einsichten von ganz frischem Gepräge seyn. Ein nicht weniger ehrwürdiges Ansehen, als Voltaire hat, wird, um sie in den Schwang zu bringen, erfordert. Er fährt fort, und saget:

Der Kauf- und Handwerksmann, der Priester  
 er und Soldat,  
 Sind alle einerley in Absicht auf den Staat.  
 Hält

Hält der Religion geheiligtes Gepränge  
 Die Großen eben so, wie die gemeine Menge:  
 So sieht das Staatsgefäß den geringsten  
 Bürgersmann,  
 Und Priester ebenfalls mit gleichen Augen an.

Da haben wir noch einen andern Wunsch dieses Weisen, daß man in dem politischen Staate den Priester, wie einen Handwerksmann, wie einen Soldaten, wie einen Kaufmann ansehe: daß man in Frankreich die Rohanen, Luinen, Choiseuilen, Rochefoucaulten; in Deutschlande und Italien die Baiersfürsten, Colonnen, Ursinen auf diesen Fuß setze. Doch, warum sind diese Fürsten und Herren auch Pfaffen geworden?

In einem Staate hat der Adel seine Vorrechte; die Gesäßverständigen haben die ihrigen. Diese Vorrechte gründen sich auf die Dienste, so sie dem Staate erweisen. Die Klerikern thut dem Staate gleichfalls wichtige Dienste: allein unser Philosoph fraget nicht viel danach. Daher will er nicht zugeben, daß die Geistlichkeit irgend eines Vorrechts vor dem gemeinen Bürger genieße. So sind

X 2

die

die Absichten, und die neuen Entwürfe dieses Verbässerers der Religion beschaffen!

Ehe wir diesen Artikel schliesen, wollen wir den Herrn von Voltaire erinnern, daß er sich geirret habe, da er sagte, der römische Rath sey den Altären vorgestanden. Das hat der Rath nimmer gethan: man hat allemal Leute aus dem priesterlichen Stande dazu genommen. So viel ist wahr, daß unter den Priestern einige zugleich Rathsglieder gewesen: und wir haben auch Priester in den Råthen der Könige, und in den Parlamentern. Deswegen sagen wir aber nicht, daß der Rath des Königes, und die Parlamenter Vorsteher der Altäre seyn; wir wissen uns auf eine geschicktere Art auszudrücken.

Noch einmal irret er sich, da er saget, der Rath habe der Anzahl der Vestalen vernünftige Schranken gesetzt. Die vestalischen Jungfrauen wurden unter den römischen Königen eingesetzt. Man war oftmal, ihre Zahl voll zu machen, bekümmert: weit gefehlt, daß man sie einzuschränken gesucht haben sollte. Die römischen Töchter bezeigten so wenig Lust zu einem eingeschränkten ledigen

ledigen Stande, als unsre Philosophen zu der ewigen Verbindung des Ehestandes bezeigen.

---

## IX Artikel.

### Von den Tugenden der Heyden.

Nichts ist tüchtiger, den Ekel vor dem Christenthume in den Gemüthern rege zu machen, und den Geschmack der Religionslästerung auf andre auszubreiten, als die gräulichen Farben, mit denen man das Leben der Christen schildert, und die günstigen Gemälde, so man von dem Betragen der Heyden entwirft. Von diesen entlehnet der Herr von Voltaire immer die Muster der Tugenden; und von jenen holet er allezeit die Beispiele der Laster her. Nachdem er gesaget, das natürliche Gefühl sey in allen Herzen eingepräget; drücket er sich auf folgende Art aus:

Kurz, dieses war der Geist, der Sokratts Seele rührte;

Dies war der innre Gott, der ihn im Leben führte,

Der immer bey ihm blieb, und der bis in das Grab,

Auch da er Gift verschlung, ihm Muth und Stärke gab.

X 3

Weil

Weil die Philosophie den Mark Aurel  
entzückt,

Hat dies beglückte Joch ihn niemals hart  
gedrückt.

Und wenn auch Julian im Glauben schon  
gewankt,

So hat er die Vernunft doch niemals abge-  
dankt,

Noch das Naturgesetz. Du Muster der  
Regenten!

Der Kirche Vergerniß! o daß dich alle  
Kennten!

Er saget hier nichts von Trajanen, So-  
lonen, Aristiden, Zoroastern, Alexan-  
dern: dieweil er ihnen in dem Register der  
Heiligen ihre Stelle bereits eingeräumt hat.

Wiewohl der größte Theil dieser Fürsten  
und Weltweisen mit sehr schätzbaren Eigen-  
schaften ausgeschmückt gewesen: so würde  
man doch ihre Heiligsprechung noch heftig  
bestreiten können. Man weiß, wie weit die  
Unmäßigkeit Trajans, und seine Lust zu  
einer Art der Ueppigkeit, welche der Natur  
Gewalt anthut, gegangen sey. Markus  
Aurelius, wie schätzbar er in Ansehung  
seiner Weisheit und Keufseligkeit war, machte  
sich wegen der Schwachheit, die er gegen  
seine

seine Familie bezeugete, und wegen seiner eigensinnigen Hochachtung der lächerlichsten Abergläubigkeiten, verächtlich. Alexandern betreffend, so ist die Wuth, in die er zu Zeiten gerieth, die Ausschweifung seiner Unmäßigkeit, und die Seltsamkeit seines Stolzes es Niemanden unbekannt. Gewißlich waren diese Fürsten mit Theodosen, mit Karl dem großen, mit dem heiligen Ludwig in Keinen Vergleich zu ziehen. Was endlich Julianen anbelanget, so kann man es bey demjenigen, so der Herr von Voltaire selbst von ihm saget, bewenden lassen. An der Bildung, die er von ihm machet, ist alles merkwürdig.

Das Erste, so er von diesem bekannten Mamelucken erzählet, ist: daß Julian, ob er gleich dem Christenthume abgeschworen, und sich von den heydnischen Priestern auf tausenderley Arten hat reinigen lassen, um sein Christenmerkmaal, wenn es möglich wäre, auszulöschen; dennoch, wenn man dem Herrn von Voltaire glaubet, die Vernunft niemals verlassen habe. Also hat ihn die Vernunft untreu gegen den Glauben gemacht, und dem Christenthume abzuschwören bewogen. Besitzt nicht der Herr von Vol-

taire ein wenig von dieser Vernunft des abtrinnigen Julians?

Hernach stellet er ihn als die Uerger-  
niß der Kirche, und das Muster der  
Regenten dar. Wie artig und schön ist das  
nicht erfunden, ausgedacht, und gesaget!  
Fürwahr ein schönes Muster, das man den  
Königen an einem Kaiser darstellen soll,  
welcher der christlichen Welt ein einziges, und  
dabey das gräulichste und ärgerlichste Bey-  
spiel, das jemals erhöret worden, gegeben  
hat.

Endlich versichert er, Julian sey nie-  
mals von dem Gesätze der Natur ab-  
gewichen, wiewohl er die Religion  
verlassen hat. Ich weis nicht, ob man  
diesen Satz für eine Gottlosigkeit, oder für  
eine Thorheit ansehen solle. Das natürliche  
Gesäß befiehlt uns auf gleiche Art, einen  
Gott anzubethen, und ihm, wenn er wirk-  
lich einen Dienst vorschreibt, denselben, so  
wie er ihn haben will, zu erweisen. Hat  
nun Gott den Dienst der Christen wahrhaftig  
vorgeschrieben; und ist es erwiesen und  
gezeiget, daß er ihn vorgeschrieben hat: so  
ist ein vernünftiger Mensch, der ihn erkenn-  
et, schuldig, sich zu demselben zu bequema-  
en.

en. Tritt er nicht aus dem Gleise des natürlichen Gefäßes, so wird er sich dazu bequemen; und nachgehends demselben nimm er abschweben.

Ist es demnach wahr, daß Julian als ein treuer Beobachter des natürlichen Gefäßes, das Christenthum verlassen habe? Hat ihn die Vernunft bewogen, sich zu allen Thorheiten der heydnischen Religion zu bekennen, und der Unsinnigkeit aller Götter beizutreten, deren jeder Vater und Mutter, Weib und Kinder hatte; bey denen einige befahlen, andere gehorcheten u. s. w.? Welchen von beyden soll man hier für vernünftiger halten, Julianen in dem, was er gethan; oder Voltairen in dem, was er anrühmet?

Er mag nur immer einen Brinvillier, einen Borgias, einen Jakob Clemenz anführen. Dies bringt seinem Urtheile keine Ehre, noch der Religion einen Schaden. Man weiß wohl, daß unter den Christen von Zeit zu Zeit Bösewichte gewesen. Unter den Aposteln war einer, der von dem göttlichen Munde des Herrn Jesus dem Teufel selbst an Bosheit gleich erkläret ward (c).

X 5

Das

---

(c) Joan. 6.

Das ist kein Wunder. Die christliche Religion ändert die Natur des Menschen nicht. Sie geht nur mit Erleuchtungen, Hülfsmitteln, und kräftigen Beweggründen an die Hand, um die bösen Neigungen der Natur zu bemeistern. Es liegt an dem Menschen, sich diese Mittel zu Nuße zu machen. Das thut er nicht allemal: und es ist seine Schuld.

Allein was Voltaire immer sage, so wird er doch, aller Bemühungen ungeachtet, unter den Heyden nimmer etwas finden, das mit dem Heldenmuth und der Lauterkeit jener wundersamen Tugenden in Vergleich kommen könne: wovon eine unzählige Menge Christen in allen Jahrhunderten der ganzen Welt das herrlichste Beyspiel vor Augen ge-  
leget.

---

### X Artikel.

Zergliederung des Gedichtes über das natürliche Gesetz, samt kurzen Anmerkungen über verschiedene Stellen dieses Gedichtes.

Dieses ganze Gedicht hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit jenen Versen, die Sybille  
auf

auf dürre Blätter geschrieben, welche der Wind durcheinander jagete, und dergestalt vermischte: daß man nichts anders darauf antraf, als Wörter ohne Verbindung; Wörter, die nichts aneinander hangendes, nichts gründliches, nichts vernunftmäßiges darstellten. Dies schöne Meisterstück besteht aus vier Theilen.

Im ersten erhalten wir das Versprechen, die Wesenheit des natürlichen Gefäßes entdeckt, und sein Daseyn bewiesen zu sehen. Hierzu werden zwanzig Verse angewandt. Das Uebrige handelt von was ganz anders, als wovon die Rede ist.

Im zweyten wird die Beantwortung der Einwürfe wider das Daseyn des natürlichen Gefäßes vorgenommen: und was man darin am Erstaunenswürdigsten finden wird, das ist die Entgegensetzung der von Christen begangenen Laster, und der Weisheit einiger Heyden.

Der dritte ist eine rührende Ermahnung zur Religionsduldung, deren Nothwendigkeit durch die Beyspiele der Grausamkeit und Raserey, zu welchen sich die Katholiken aus Abgange der Duldung haben verleiten lassen, gezeiget wird.

Im

Im vierten werden die Fürsten ihres Rechtes über die Religion belehret. Es wird ihnen gesaget, daß es ihnen zustehe, den Gottesdienst, die Glaubenslehren, die Pflichten, und die Beobachtungen vorzuschreiben. Alles wird dahin gezogen, alles wird durcheinander gemenet, Gottesdienst, Religion, Sittenlehre, Naturgesäß, göttliche und menschliche Satzungen: und diese vier Stücke zusammen genommen machen dasjenige aus, was Voltaire das Gedicht über das natürliche Gesäß benamset. Man urtheile sogleich von der Einigkeit dieses wunderbaren Gedichtes.

Die Ausführung wird uns nicht weniger befremden, als die Einigkeit. Die Menschen sind in Irrthum gefallen; sie kennen das natürliche Gesäß nicht. Die Absicht des Herrn von Voltaire ist, ihre Köpfe aufzuklären; und das macht er durch folgende schöne, an einen großen König\* gerichtete Verse bekannt.

Be:

---

\* Den König in Preußen.

Beherzter Philosoph! gieb, daß die reinen  
 Stralen  
 Des dir ganz eignen Lichts auch meinen  
 Geist bemalen;  
 Des Lichts, das die Vernunft in helle  
 Flammen bringt,  
 Und dessen munterm Schein der finstre Wahn  
 verdringt.  
 Laßt uns die Irrthumsnacht der blinden  
 Erde rächen,  
 Und sie, wenns thunlich ist, mit schwachem  
 Lichte brechen.

Dieses Licht wird uns von folgendem  
 schönen Verse beygebracht:

Verehre einen Gott, und sey gerecht, und  
 liebe  
 Dein treues Vaterland,

Man muß gestehen, daß der Vers schön  
 ist: er würde aber noch schöner, und zu-  
 gleich gerechter seyn, wenn er gesaget hätte:

Verehre einen Gott, und sey gerecht, und  
 liebe  
 Das menschliche Geschlecht.

Dies war der Gedanke des Herrn von  
 Fenelon. Ich liebe meine Familie mehr,  
 als meine Person, sagte er; ich liebe mein  
 Vaterland mehr, als meine Familie;  
 und noch mehr, als mein Vaterland,  
 liebe ich das menschliche Geschlecht.

Hier

Hier hatte man nun billig zu erwarten, daß uns der Herr von Voltaire auslegete, was uns die Vernunft in Betreffe der Verehrung und des Dienstes, den wir Gott schuldig sind, der Pflichten der Gerechtigkeit, der Liebe des Vaterlandes lehret: aber vermuthlich hat ihn seine Vernunft nichts von allem dem gelehret. Nachdem er seinen Vortrag gemachet, vergift er die Entwicklung davon zu bewerkstelligen; ja er giebt zu verstehen, daß sey nicht nöthig. Denn,

Gebrauche, Nutzbarkeit, Gesäße hat die Welt,  
So wie den Gottesdienst, verschieden an-  
gestellt.

Man suche nur gerecht und ohne Schuld zu  
denken:

Das Uebrige kann man nach eigenem Willen  
lenken.

Hiermit haben wir einen schönen Unter-  
richt über das natürliche Gesäß, eine schöne  
Erfüllung seines Versprechens!

Das Vernünfteln in dem Gedichte, stimm-  
et mit der Einigkeit, und der Vollziehung  
des Vorhabens vollkommen zusammen. Un-  
geachtet seiner dictatorischen Art, Aus-  
sprüche zu thun, kommen die Widersprüche,  
die bösen Folgen, die Ungereimtheiten, darin  
tauf

tausendweise vor. Man findet einfältige Vernunftschlüsse in schönen Versen, schwache Gründe in prächtigen Worten, Kinderreihen und Irrthümer, welche mit der stolzesten Zuversicht dargestellet werden. Man hat bereits in den obigen Artikeln die Beweise davon gesehen: wir wollen deren noch einige in diesen kurzen Anmerkungen hinzusetzen.

## I.

Gleich vom ersten Verse seines Gedichtes an, redet er von Gott, als von einem unbekanntem Wesen: und vierzig Verse danach, versichert er, man könne nicht ohne Erkenntniß Gottes seyn. Ein klarer Beweis, daß seine Begeisterung eine bloße Verirrung ist.

Vielleicht hat jüngst die Welt ein unbekanntes  
Wesen,  
Das von sich selber ist, zur Wirklichkeit  
erlesen.

Das ist der unbekannte Gott.

Wie? sichtbar ist die Welt: soll Gott verborgen seyn?

Nein, nein! mein Schöpfer hat mich nicht  
umsonst gemacht,

Indem sein Siegel selbst auf unsren Stirnen  
en wachet.

Da haben wir den Gott, der nicht unbekannt seyn kann.

## II.

Dem neuen Apostel des natürlichen Gesäßes zufolge, kann dasjenige, so der Herr befohlen hat, den Sterblichen nicht unbekannt seyn: und nach eben diesem Apostel, wissen es die Sterblichen nicht.

Der Wille Gottes kann mir nicht verborgen seyn.

Er gab mir sein Gesäß bey meiner Schöpfung ein.

Die Sittenlehre ist, sowohl in allen Zeiten, Als Orten einerley: selbst in den Ewigkeiten Ist sie es, die mit uns im Namen Gottes spricht.

Die Stimme der Natur erklärt uns unsre Pflicht,

Die wir Gott schuldig sind.

Da ist das Gesäß, das allen Menschen bekannt gemacht worden.

Ist er mit Ungebühr in seine Macht verliebt,

Und plagt ihn Eifersucht? Ist's jener tapf're Krieger,

Der Mahometen glaubt, Byzanzens stolzer Sieger;

Ist's

Ists das Chineservolk, die wilde Tartarn:  
 brut,  
 Die Gottes Wesen Fennt, und seinen Will:  
 en thut?  
 Im Dienste sind sie so verschieden, wie im  
 Leben;  
 So wie auch alle ihm ein' andre Sprache  
 geben.  
 Sie irren insgesamt. Doch laßt uns weiter  
 gehn,  
 Um diesen Lügnerschwarm nicht länger ans  
 zusehn.

Hier haben wir den Willen, das ist, das  
 Gefäß des Herrn, als eine allen Sterblichen  
 unbekante Sache.

Auf solche Art kläret dieser neue Orpheus  
 unsern Verstand auf: der die Gottesgelehrtheit  
 als einen dunkeln Irrgarten, und die Gottes:  
 gelehrten als pöbelhafte Lehrer betrachtet.

## III.

Indem unser Gefäßgeber die Verschiede:  
 enheit der bürgerlichen, der Kirchen- und  
 Klostergefäße ausleget, so saget er: alle  
 diese Gefäße seyn unbeständig und  
 veränderlich, alle diese Gebräuche und  
 Gottesdienste seyn das Werk eines Aug:  
 enblickes. Und daraus zieht er diesen  
 Schluß:

M

Man

Man suche nur gerecht und ohne Schuld  
zu denken;

Das Uebrige kann man nach eigenem  
Willen lenken.

Dieser Vernunftschluß, diese Folgerung hat etwas besonders an sich, nämlich dieses: daß sie alle mögliche Fehler der Ungereimtheit, der bösen Folgen, der Gottlosigkeit, u. d. gl. in sich begreift. Es ist ungereimt zu sagen, daß die gesellschaftliche Gerechtigkeit alle Pflichten des Menschen in sich fasse: denn es giebt noch Pflichten gegen Gott; es giebt Pflichten des Menschen gegen sich selber.

Es ist eine Gottlosigkeit, wenn man alles das, so sich nicht auf die gesellschaftliche Gerechtigkeit bezieht, für willkürlich hält: weil die Sachen von göttlicher Anordnung eben solche Achtung verdienen, wie das natürliche Gesäß selbst. Gott dem Herrn stand es frey, dieselben anzuordnen; aber dem Menschen steht es nicht frey, sie zu verwerfen.

Es ist nicht nöthig, die üble Folge dieses Vernunftschlusses zu zeigen. Sie läßt sich aus dem bereits Gesagten mit Händen greifen.

## IV.

Soll denn ein schwaches Hirn die tolle  
Frechheit nähren,  
Das ewige Gefäß mit seinen zu vermehren?

Ach! soll denn das Geschöpf, das, da  
man es kaum sieht,  
Der Wichtigkeit sich naht, und aus den  
Augen flieht,

Soll dieses sich beherzt zum Throne Gott's  
es schwingen,

Und gleich dem höchsten Gott, die Welt  
zu horchen zwingen?

Keine Verse können uns sichtbar werden,  
die voller Pracht, und leerer an Verstande  
sind. Da Voltaire von den Gefäßen spricht,  
die der Schöpfer der physikalischen Welt ge-  
geben; so fraget er: ob die schwachen Ge-  
hirne der Menschen sich auch unterstehen  
dürfen, eben dieser Welt Gefäße vorzu-  
schreiben? Welchem Menschen ist doch diese  
Nartheit jemals eingefallen?

Diese Verse enthalten indessen nicht so viel  
Thorheit, als Gottlosigkeit des neuen Doll-  
metschers des natürlichen Gefäßes. Man  
untersuche seine ganze Absicht, so wird  
man sehen: daß es auf alle willkühr-  
liche, und vorzüglich auf die göttlichen und  
geistlichen Gefäße, gemünzet sey.

Voltaire beweinet die Uebel, die in der Welt aus Abgange der Religionsduldung veranlasset worden; und giebt drey Ursachen davon an. Es klingt allso:

Wie Konnte doch die Welt das tugendhafte Toben,

Zweyhundert Jahre lang, an unsern Ahnen loben?

Beym Rufen der Natur verstopfte man das Ohr:

Nebst ihrem brachte man noch mehr Gesetze vor.

In seiner Sklaverey war man so stark verwildet,

Daß man den höchsten Gott sich ähnlich eingebildet.

Kann wohl eine klärere Bestätigung dessen, was in der vorhergehenden Anmerkung gesaget worden, ausfindig gemacht werden?

Wenn man die Ursachen der Religionsverfolgung bey den Heyden auffuchen wollte: so Könnte man mit größerm Fuge sagen:

Wie

Wie konnte doch die Welt das tugendhafte Toben,  
 Dreyhundert Jahre lang, am Römervolke loben?  
 Beym Rufen der Natur verstopfte man  
 das Ohr. u. s. f.

Die blütigen Auftritte, die in dem heydänischen Rom drey Jahrhunderte lang gesehen worden, da man Männer, die ihrer Tugend halber zu bewundern waren, auf die Schlachtbank lieferte; und die grausamen Verordnungen, so wider dieselben verfertiget worden, lehren sattfam, bis auf welchen Grad die Stimme der Natur unbekannt gewesen; und was das für Gefäße gewesen sind, die ihrem geheiligten Gefäße zugegeben worden. Unzüchtige, wilde, rachgierige Gottheiten, wie Jupiter, Mars, Venus, Merkur waren, zeigen zur Gnüge, wie sehr das Heydenthum von seinen Vorurtheilen verblindet gewesen sey. Diese Blindheit, diese Raserey, diese Tollheiten erkennet der weise Voltaire allein an den Christen. Die Christen allein untersteht er sich als hassenswürdige Scheusale abzuschildern. Blos unsre dumme Altväter verdammet und verwirft er.

## VI.

Der Philosoph Voltaire geräthet wider jene in eine hitzige Gemüthsregung: welche die Deisten, Heyden, Abtrinnigen, Socinianer verdammen (d). Er räumet diesen aus eigener Macht eine Stelle im Himmel ein. Er machet ein großes Verzeichniß der Vorbestimmten von dieser neuen Gattung. Und zugleich sagt der fromme und gewissenhafte Voltaire in einer Anmerkung: daß er die Grundlehre: Außer der Kirche ist keine Seligkeit, in Ehren halte.

Ist das für Spötterey, für Gottlosigkeit, für Häuchelen bey Voltairen anzusehen? Es ist alles dieses miteinander. Mit dieser kurzen Nachricht begnüget man sich, da man das gottlose Wesen verbreitet; und man glaubet, sich in Sicherheit zu setzen, wenn man sich anstellet, als wollte man es mit einer betrüglichen Anmerkung verhüllen.

## VII.

Mein, sagt, wie kömmt es doch, daß die,  
so wieder taufen,  
Der Römer, und der Griech, und jener  
grose Saufen,

Der

---

(d) Loi naturelle, 3 Partie.

Der Luthers Lehre glaubt, und der  
 Calvinen preist,  
 Der Quaker, Quietist, und was man  
 Keger heist,  
 Wie zänkisch sie sich auch in ihrer Lehre  
 trennen,  
 Doch alle ohne Streit dich ihren Vater  
 nennen?  
 Das machet, du bist weis, du bist der  
 höchste Herr.

Die Vernunft saget uns, es wäre zu  
 wünschen, daß alle Menschen in einerley  
 Gottesdienste vereinigt wären: weil in der  
 Gesellschaft mehr Einigkeit und Friede seyn  
 würde. Die Weisheit saget den Fürsten,  
 daß sie, zur Wohlfahrt ihrer Staate, sich  
 ihrer Macht bedienen müssen, diese Ein-  
 tracht und diesen Frieden zu behaupten. Die  
 Religion gebiethet ihnen, den Weg der Mild-  
 igkeit einzugehen, und jene Mittel zu er-  
 greifen, die den natürlichen Rechten nicht  
 zu nahe treten, um ihre Unterthanen zu der  
 Wahrheit zu führen. Die Gleichgültigkeit  
 gegen die Religion stimmt weder mit der  
 Vernunft, noch mit dem Geiste des Herrn  
 Jesus überein; und sie ist doch der Wunsch  
 aller Philosophen. Von diesen sollte man  
 billig mit Voltairen sagen:

Sie irren insgesamt. Doch laßt uns  
weiter gehn,  
Um diesen Lügnerschwarm nicht länger  
anzusehn,

## VIII.

Doch schärft' der Vales den wilden Kirch-  
endolch:  
Den Dolch, den bald darauf Paris hat  
müssen sehen  
Durch die beherzte Brust des größten  
Heinrichs gehen.

Welch ein Ausdruck! welch eine Schild-  
erey! die Kirche mit einem Dolche bewaffnet!  
Wer ist Voltaires Apollo gewesen? Kein  
Wunder, daß er die Fürsten ermahnet, sich  
der Regierung der Kirche zu bemächtigen.  
Ohne dieses ist sie zu gefährlich, zu fürchter-  
lich. Er hat den Gräuel, den dieser  
Ausdruck einlösen mußte, selber gemerket:  
daher bestrebet er sich, ihn vermittels einer  
Anmerkung zu lindern, worin er sagt, durch  
dieses Wort müsse nicht die Fatholische  
Kirche, sondern der Dolch eines Geistlichen,  
das Schwärmen einiger Geistlichen ver-  
standen werden.

Allein

Allein wenn der Ausdruck einen Gräuel erwecket, warum hat man ihn nicht abgeändert? Warum ändert man nicht ebenfalls einen der vorhergehenden Verse, worin Jakob Clemenz als ein Nachahmer der Judith vorgestellt wird? Eine treffliche Gleichniß! Judith nimmt einem feindlichen Feldherrn, einem ungerechten Angreifer und Unterdrücker ihres Volkes das Leben; und Jakob Clemenz ermordet seinen rechtmäßigen König. Dem meuchelmörderischen Mönche wird blos deswegen das Beyspiel der Judith an die Seite gesetzt, damit dadurch die Religion immer verhafter gemacht werde. Der Geist Gottes leitete die Judith, und erklärte sie für heilig: sollte man sie dennoch als eine Unsinnige darstellen? Hiese das nicht, die Gotteslästerung mit der Abscheulichkeit der Ausdrücke verpaaren?

## IX.

Der den Soldaten führt, Kann auch wohl  
Priester führen.

Der Spruch ist leer an Verstande, oder voll Ungereimtheit. Will er sagen, ein König, der hunderttausend bewaffnete Männer er unter den Gehorsam bringt, könne auch

D 5

Priester

Priester, die nichts wissen, als Sacramente austheilen, und die Tagezeiten bethen, sich unterwürfig machen? Das ist eine Kinderey, eine Niederträchtigkeit. Will er sagen, ein König, der die Kriegszucht, und alle Bewegungen seiner Kriegsheute einrichtet, könne ebenfalls das Kirchenregiment, die Gesinnungen, die Lehren, die Amtsverwaltungen der Religion einrichten? Das ist eine Ungereimtheit. Es giebt Dinge, die zur Gerichtsbarkeit der königlichen Macht gehören: es giebt andere, die der Kirchenmacht eigen sind: und wieder andere, die die gemeinschaftliche Einstimmung beyder Mächte erfordern.

## X.

Der Herr von Voltaire saget uns:  
 In seiner Sklaverey war man so stark  
 verwildet,  
 Daß man den höchsten Gott sich ähnlich  
 eingebildet.  
 Man hat ihn ungerecht, verführisch, wild  
 gemacht:  
 Man hat ihm Eifersucht und Galle zuge-  
 dacht.

Die

Die Unbeständigkeit hat ihn sogar be-  
seelet:

Die Eitelkeit hat ihn sowohl als uns  
gequälet.

Dieser Gott, so wie ihn der Herr von  
Voltaire hier schildert, gleicht zwar dem  
Gotte des schwermüthigen Calvins; oder  
des tollen Luthers: aber mit dem Gotte  
der Katholischen hat er keine Aehnlichkeit.  
Calvin nämlich hat sich nicht geschueet zu  
sagen, es sey der Wille und Befehl  
Gottes, daß der Mensch in Blindheit  
und Sünde verfall(e): und daß die  
Sünde des ersten Menschen eine Folge  
der Anordnungen und der Bewillig-  
ung Gottes selbst sey (f). Sein treuer  
Lehrling und vertrauter Freund Beza trug  
kein Bedenken zu sagen: daß Gott die  
Menschen nicht nur zur ewigen Ver-  
dammung, sondern auch zu den Sünd-  
en, die da die Ursachen der Ver-  
dammung sind, vorbestimme (g).  
Luther kramet in seinem Buche de Servo  
Arbitrio, d. i., von der slavischen Freyheit,  
eben diese gotteslästernde Waaren aus. Allein  
die

(e) Calvin. Instit. L. 1. C. 18. (f) Id. in Gen. 3.

(g) Bez. L. de Prædest.

die Katholischen haben niemals dergleichen was gesagt. Unſre Glaubenslehren, unſre Katechiſmen, unſre Gottesgelehrten, die Väter der Kirche ſtellen uns einen ganz andern Gott vor. Wenn ſich der Herr von Voltaire der Lehrſtücke ſeiner Chriſtenlehre erinnerte: ſo würde er eben dieſes Zeugniß, wie wir, ablegen können.

## XI.

Wir haben endlich Recht, in dieſen unſern  
Tagen  
Dir, o Philoſophie! mit Freuden dank:  
zuſagen:  
Weil du nun einen Theil Europens auf:  
geklärt,  
Und ihm die Grausamkeit der Sitten ab:  
gelehrt.

Man glaubete vor dieſem, die Religion habe viel zur Vinderung der menſchlichen Sitten beygetragen: und es ſcheint, man habe gute Gründe gehabt, dieſes zu glauben. In der That ſah man ſeit der Einführung des Chriſtenthums nicht mehr, daß faſt alle Kaiſer, wie zuvor, ermordet, und durch gewaltsame Todesarten hingeraffet wurden. Die unmenschlichen Schauſpiele des Amphitheatere hatten ein Ende. Die Gewalt,  
deren

deren man sich gegen die Sklaven so grausamer Weise gebrauchte, machte menschlichen Gesinnungen Platz. Der Mensch gewöhnete sich, einen andern Menschen, als seines gleichen zu betrachten. Das waren gleichsam natürliche Folgen der evangelischen Erkenntnisse und Wahrheiten.

Der Herr von Voltaire ist einer andern Meinung. Er läßt die Ehre dieser beglückten Aenderung, der Philosophie zukommen. Er behauptet, diese habe in allen Herzen die Gesinnungen der Menschlichkeit wieder erwecket: welche die Glaubenslehren der verschiedenen christlichen Secten zernichtet hatten.

Der Menge der Ketzereyen ungeachtet, hat die Kirche mehr als tausend Jahre gestanden, ohne daß in Religionskriegen Blut vergossen worden. Dieselben müssen also hernach was anders, als die Religion selbst, zum Grunde gehabt haben. Sie haben im fünfzehnten Jahrhunderte von der Tollheit der Hussiten, die Böhmen verwüsteten, ihren Anfang genommen; und wurden im sechszehnten Jahrhunderte durch die Meutereyen der Lutheraner und Calvinisten fortgesetzt.

Nun

Nun wird man aber im Evangelium, und bey den Vätern der Kirche nichts finden, das die Meutereyen rechtfertige. Die Barbarey und Halsstarrigkeit hat den Anfang davon, die Gewalt aber das Ende gemacht.

## XII.

Ein Gärtner könnte nie, so lang die  
Menschen denken,  
Den Einfluß des Gestirns nach seinem  
Willen lenken.  
Zu welcher Zeit hat er auch nur die  
gringste Frucht,  
Die noch am Baume hieng, durch einen  
Wink verflucht?  
Hat er den Feigenbaum, und seine zarte  
Reben  
Nach Willkuhr dürr gemacht?

Alle heutige Philosophen haben den Ton Luthers und Calvins ergriffen, um den ehelosen Stand der Religion zu verschreyen. Diese Muster ahmet der Herr von Voltaire hier nach. Christus hat Einigen den ehelosen Stand angerathen, damit sie des Himmelsreiches würdiger würden: der h. Paul stellet ihn als einen vollkommenern und Gott gefälligern Stand vor: dennoch wird er von den Philosophen und Reßern verdammt,  
und

und verabscheuet. Da wir nun einerseits das Ansehen der Philosophen und Reher, andrerseits hergegen des Herrn Jesus und des h. Pauls ihres vor uns haben: so sage man uns, zu welchem von beyden wir uns neigen sollen; und welcher von beyden Theilen mehr Verehrung verdiene. Bey den allerheiligsten Anordnungen können sich Misbräuche und Aergernisse eräugen. Ein wahrer Weiser wird blos von den Aergernissen und Misbräuchen reden: die Anordnungen aber selber wird er allemal in Ehren halten.

## XIII.

Der Herr von Voltaire bezeiget immerfort gegen die Gottesgelehrten die größte Verachtung. Allein er redet ohne Ränntniß der Sache; und verdammet die, welche er zu richten nicht im Stande ist. Doch geht er deswegen nicht mit minderer Zuversicht zu Werke. Er saget:

Wie? Kann man denn, um Gott zu finden,  
Keinen andern,

Als den verwirrten Weg der Gottsgelehrten wandern?

Bey

Bey euch hat Origen, wie Scotus\*,  
kein Gewicht;

Was dieses Paar von Gott in seinen  
Schriften spricht,

Das weis uns die Natur weit besser ein-  
zuschärfen.

Laßt uns dergleichen Art Romanen nur  
verwerfen,

Die man Systeme nennt.

Der Herr von Voltaire scheint keinen  
wahren Begriff von der Gottesgelehrtheit  
zu haben: daher wollen wir ihm einen mit-  
theilen. Die wahre Gottesgelehrtheit ist  
die Wissenschaft der Religion; sie ist die  
Erkenntniß ihrer Grundlehren, ihrer Be-  
weise, ihrer Lehrsätze, und alles dessen,  
so erfordert wird, um sie zu erweisen, zu  
vertheidigen, zu rächen. Diese Wissenschaft  
setzet nothwendiger Weise eine tiefe Kännntniß  
der h. Schrift, und der apostolischen und  
dogmatischen Traditionen voraus. Diese  
Traditionen finden sich in den Werken der  
vornehmsten Schriftsteller der vier oder fünf  
ersten Jahrhunderte. Allein dies ist eine  
Art Studirens, worin der Herr von Vol-  
taire

---

\* Johann Scot Erigena, ist mit Duns Scot-  
en nicht zu verwechseln.

taire sowohl, als viele Lehrer, nicht weit gekommen sind. Was er in dem Gedichte über das Unglück der Stadt Lisabon von sich selber gesaget hat, das kann er ohne Scheu wiederholen:

Ich bin den Lehrern gleich: ich weiß so  
viel, als nichts.

Was die scholastische Gottesgelehrtheit anbelanget, die so viele Bände ans Licht gestellet, welche von Niemanden gelesen werden; und so viele unnütze Meynungen aufgebracht hat, welche jene Stücke, denen man seinen Fleiß vorzüglich widmen sollte; verschlungen und unsichtbar gemachet haben; so hat diese ihre Fehler, es ist wahr. Man kann nicht läugnen, daß verschiedene Schulen sich derselben zu stark bedienen haben, um ihre besondere Meynungen fest zu setzen; aber viel zu wenig, um die Größe und die sieghaften Proben der Religion kennbar zu machen. So kann man ebenfalls nicht verneinen, daß diese Gottesgelehrtheit zuweilen ganz einfache Wahrheiten dunkel und unverständlich gemacht, und ihre Zänkereyen über unnütze Sachen zu weit getrieben habe. Indessen hat sie doch die Verachtung, die man wider sie einzuführen sich bestrebet,

3

nimmer.

nimmer verdienet; und verdienet sie heute zu Tage noch weniger, als jemals. Sie giebt noch großes Licht, und wichtige Erkänntnisse an die Hand; allein sie könnte dieselben noch kürzer zusammenziehen, und viel wohlfeiler darbiethen.

Es scheint, der Herr von Voltaire habe uns in diesem Gedichte einen Auszug der dogmatischen und moralischen Gottesgelehrtheit liefern wollen: allein man sieht, daß dieser Auszug keiner von den bästens gegründeten, noch von den wahrhaftig vernünftigen ist. Er trägt bloß die Grundsätze des Deistenthumes vor; und sein Deistenthum ist nichts, als eine Religionslästerung ohne Grund. Er zieht wider die aufs Kläreste bewiesenen Wahrheiten zu Felde; und seine ganze Probe besteht in der Verwägenheit des Tones. Er hält sich selbst nicht auf den Füßen: er widerspricht sich selbst. Wann man die wichtigen Sprüche liest, die er von Zeit zu Zeit auskramet: so steht man in den Gedanken, man höre jenen Schwäßer noch, wovon der Herr im Buche Job sagt: Wer ist dieser, der die Sprüche mit ungeschickten Reden verwickelt (h)? Das ist

---

(h) Job 38.

ist nämlich diejenige Klippe, an welcher alle jene stranden, die der Quelle der Wahrheit nicht nachgehen: die man allein in der Offenbarung, und in einer der Offenbarung unterthänigen Vernunft antrifft.

Als der Verfasser des *Cid* und *Linna* seinen *Agésilas* ans Licht stellte: so bemerkte man, daß der Geist des großen *Cornilles* ziemlich veraltet war. Wann man das Gedicht über das natürliche Gefäß liest: so merket man, daß an *Voltaire*n alles veraltet, alles, ausser dem Haffe des *Christenthums*, geschwächet ist. Man findet ein Gedicht ohne Einigkeit; einen Entwurf ohne Ausführung; Vernunftschlüsse ohne Geschicklichkeit; häßliche Beschuldigungen ohne Beweise; Reden, die allemal heftig, gottlos, ungereimt, und eines öffentlichen Feindes des christlichen Namens würdig sind. Die Untersuchung desselben, die wir *iso* bewerkstelliget, und die Zergliederung, so wir dargestellet haben, beweisen dieses auf eine überzeugende Art. Den Schluß des schönen Gedichtes machet dies andächtige Gebeth:

## Voltaire's Gebeth.

O Gott! den man nicht kennt, den alles  
 doch verräthet,  
 Ach höre, wie mein Mund am Ende zu dir  
 bethet:  
 Hab' ich geirrt, so wars, um dein Gefäß zu  
 sehn;  
 Mein Herz ist deiner voll, sollt' es sich auch  
 vergehn.  
 Daß Gott, der mich gemacht, und mir in  
 meinen Tagen  
 So manche Gnad' erzeigt, mich ewig sollte  
 plagen,  
 Nein, nein, das glaub' ich nicht: das kann  
 ja nimmer seyn;  
 Drum jagt die Ewigkeit mir keinen Schreck  
 en ein.

---

 XXVIII Hauptstück.

Von einigen, dem Herrn von Voltaire  
 zugeeigneten, aber nicht einge-  
 standenen Werken.

Gegenwärtiges Jahrhundert wird das  
 philosophische Jahrhundert benamset. Ist  
 es nicht zu vermuthen, daß die Nachkomm-  
 enschaft es das Jahrhundert der Gottes-  
 lästerungen und der Gottlosigkeit nennen  
 werde? Für gewisse Schriftsteller ist nichts  
 mehr